Untersuchungen zur Problematik des expressionistischen Dramas

(unter besonderer Berücksichtigung der Dramatik Georg Kaisers und Fritz von Unruhs)

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde
bei der Hohen Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

vorgelegt von

WILLY BEER

Promotion: 2. Mai 1934

Breslau 1934

Druck: Graphischer Großbetrieb für Buch- und Offsetdruck, Breslau 1

Gedruckt mit Genehmigung
der Hohen Philosophischen Fakultät zu Breslau.

Referent: Prof. Dr. Merker
Korreferent: Prof. Dr. Ranke

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Die vorliegende Arbeit ist nur ein Teildruck einer viel größeren Abhandlung, in der das gesamte expressionistische Drama auf die hier dargelegten Tendenzen untersucht wird. Aus wirtschaftlichen Gründen kann nur der erste Abschnitt gedruckt werden.

Inhalt.

Einleitung 5
Die Polstellung von Kaiser und Unruh . . . 9
I. Die Dichter und ihre Umwelt 9
1. Fritz von Unruh 9
2. Georg Kaiser 11
II. Das Problem der Gemeinschaft 13
1. Konstruktion der Gemeinschaft 15
2. Organische Gemeinschaft 19
III. Lösung und Bindung 25
1. Lösung von der Blutsgemeinschaft 26
2. Bindung an die Blutsgemeinschaft 27
IV. Das Mütterliche als Idee 29
1. Männlicher Gestaltungswille 30
2. Die Idee der Mutter 34
3. Die Bedeutung der Erde 46
a) Sinnentleerung der Erde 46
b) Sinnerfüllung der Erde 48
V. Die Religiosität 51
1. Befreiung von Gott 52
2. „Schlechthinnige Abhängigkeit“ 59
Ergebnis und Zusammenfassung 67
Anmerkungen 71
Literaturverzeichnis 72

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543114_0015

Einleitung.

Mit den Schlagworten „Neue Sachlichkeit" oder „Metaphysischer Realismus", über deren Einordnung in die literarische Stilgeschichte erst eine kommende Zeit entscheiden wird, scheint die Wirksamkeit der als „Expressionismus" gekennzeichneten dichterischen Epoche überwunden zu sein. Die Literaturgeschichtsschreibung grenzt den Expressionismus etwa in die Jahre 1910—1925 ein.[1] Das geistige Gesicht dieses Zeitabschnitts ist also nunmehr klärender Untersuchung freigegeben. Schon heute macht sich beim ersten Überblick über die Auswirkungen der expressionistischen Dichtung bemerkbar, daß der Expressionismus im Vergleich mit den ihm vorangegangenen Stilbezirken nicht nur formal und inhaltlich ganz anderen Grundintentionen unterliegt, sondern auch mit eben diesen, durch ein bestimmtes Kennwort normierten Stilabschnitten den natürlichen Charakter von Auf- und Niedergang nicht teilt. Denn wir haben im Expressionismus einen literarischen und geistigen Stil vor uns, der zwar durch die historische Rubrizierung in eine bestimmte Zeitspanne als beendet bezeichnet ist, der aber als geistige Triebkraft erst jetzt seine volle Kraft entfaltet.[2] Dieser merkwürdige Tatbestand, daß eine literarische Epoche erst nach ihrer zeitlich sichtbaren Beendigung sich auswirkt, ist freilich im Expressionismus selbst begründet. Denn hier war ja im Gegensatz zu einer Kunstübung, die die äußeren, materialen Blickfelder des Menschen peinlichst genau abschilderte, eine Reaktion erwacht, die sich machtvoll von der Verhaftung an den „Eindruck" losriß. Gegen den für das Auge sichtbaren realen Teilbezirk des Naturalismus war jetzt die unbeschränkte Allsicht des Expressionismus aufgetreten. Das Wesenhafte, das Absolute, das Zeitlose wollte Ausdruck werden: der Expressionismus mußte es in seiner unbereinigten, unkorrigierten Ursprünglichkeit aufzeigen, es im Schrei, im Stammeln, in ungeformter Form Leben werden lassen. Hier war die Weite und die Enge seiner Ausstrahlung unlöslich miteinander verknüpft. Es war eine literarische Episode, die durch ihre eigene Formgebung sich überwand, aber durch ihre Nominierung als „Weltanschauung"[3] in den ihr folgenden Stilabschnitten erst grundlegendes und tragendes Element wurde.

Der absolute Wert des hier literargeschichtlich erfaßbaren Expressionismus liegt bereits in seinem So-Sein und wird nicht erst in

der Gestaltung und Ausprägung seines aus diesem So-Sein resultierenden Willens erwiesen. Für eine solche literarische Haltung ist der Stoff nur das Mittel gewesen, überall den gleichen Grundcharakter in ein anderes Gewand zu kleiden, und ist deshalb auch in fast allen Stoffgebieten gefunden worden. Der Drang nach dem Wesenhaften hat gemäß seinem Absolutheitsanspruch vor keinem Stoffbezirk — und sei es selbst vor dem sorgsam eingehegten Heiligtum der Geschichte (vgl. Hasenclevers „Antigone") — eine Schranke gefunden. Es wurde nach keinem ausgleichenden Verhältnis zwischen Wollen und Weg gesucht, sondern im Wollen und Aufbruch oft genug schon die Wirklichkeit ganz erfaßt: eben jene Wirklichkeit, die bei der Zuflucht in die Zeitlosigkeit und dem Streben nach dem Wesentlichen in einer seelischen Totalität gesehen wurde. Totalität isoliert sich nicht in die Einzelheit einer Charakteristik, in die Vielfarbigkeit greifbarer Figuren, sondern heiligt den Typus, das Bild, die Idee. Solcher Allgewalt des Wesentlichen gegenüber verschwimmen alle Konturen, die Volks-, Stammes-, politische und soziale Physiognomien zeichnen, und vor dem Expressionismus besteht einzig der — Mensch. „Was bewußt erstrebt wird, ist auf dem Wege immer neuer Rechenschaftsablegung über sich und die Zeit: der neue Mensch."[4]

Nicht wie er schreitet und ißt, was seine täglichen Sorgen oder seine seelischen Qualen sind, sondern wie er von innen her für alles wirken kann. Durch alle expressionistische Dichtung lebt als großes Thema der neue Mensch, der der Prototyp von Lebenswille und Lebenswirklichkeit für alle geworden ist, die „Menschenantlitz tragen". In der dichterischen Totalitätsschau dieser Generationen „erschöpft sich der Gehalt des Menschlichen nicht mehr in den Erlebnissen und Gefühlen des einzelnen, im Privaten und Häuslichen. Vielmehr sind solche Einzelschicksale künstlerisch zu verwerten, durch welche sich das Leben in seiner Allgemeinheit offenbart und verkörpert".[5]

Also darum geht es, daß der Mensch aus seinen Beschränkungen herausgeht und den Weg zu seinem Wesen findet. Daß diese Beschränkungen, die den Menschen auf der Suche nach seiner eigenen inneren Existenz einengen, in mehr als privaten Sonderheiten erkannt werden, bekundet Kasimir Edschmid: „Jeder Mensch ist nicht mehr Individuum, gebunden an Pflicht, Moral, Gesellschaft, Familie. Er wird in dieser Kunst nichts als das Erhabenste und Kläglichste: Er wird Mensch!"[6] Mit dem bestätigenden Nachsatz: „Hier wird der bürgerliche Weltgedanke endlich nicht mehr gedacht"[7] wird die Erkenntnis ausgesprochen, daß der Mensch als die Grundlage der neuen Menschheit allerdings kaum mehr den geltenden Sittengesetzen dieser bürgerlichen Weltordnung unterliegen kann. Damit wird der neue Mensch zugleich Voraussetzung für die Tatsache einer radikalen Weltänderung. Wirklich ist ja auch in der expressionistischen Dichtung, die eben das Generalthema des neuen Menschentums immer wieder variiert, mit der

Forderung des neuen Menschen die Forderung der Wandlung des Weltbildes verknüpft.

Neuer Mensch und neue Welt: zwei korrelative Begriffe, die ein Stilabschnitt ausschöpfte, die ihn restlos erfüllten. Aber als Gedanken- und Probleminhalte haben sie ihn überlebt. Alle Wege — auch die scheinbar entgegengesetzten — zu diesem Ziel hat der Expressionismus angedeutet: gegangen ist er sie nicht. Er hat die Vision verabsolutiert, statt ihr zur Wirklichkeit durchzuhelfen. Das ist seine merkwürdige Stellung unter Stilepisoden und Stilepochen, daß er gegen die Übergewalt von Raum und Stoff im Naturalismus die ausschließliche Eigengewalt von Geist und Herz setzte. Es wird zu erweisen sein, daß mit solcher reaktiven Setzung nicht die Bedingungen einer in sich selbst ruhenden dichterischen Epoche erfüllt worden sind, sondern nur die Gültigkeit des geistigen Primats als Programm und Forderung Gestalt geworden ist. Demnach kann die Dichtung des Expressionismus nur das dichterische Äquivalent einer Zeit der Vorbereitung sein. Sie wird also in gewissem Sinne unter dem psychologischen Aspekt der Jugend gewertet werden müssen. Späteren Generationen muß es überlassen bleiben, die hier erstmalig versuchte Deutung des Expressionismus aus seinem Werk heraus als der ersten, freilich bedeutenden, revolutionären Anfangsstufe in der großartigen Umschichtung des geistigen Denkens zu erklären. Die Kulturphilosophie ist der wissenschaftlichen Befestigung dieser Annahme vorausgeeilt; sie nennt schon in der „Neuen Sachlichkeit" eine weitere Stufe, der in der jüngsten Zeit eine letzte folgt, die nunmehr diesen Wachstumsprozeß in den Beginn einer „Weltenwende" hinein münden läßt.[8]

Weil im Drama der „Rhythmus des Lebens"[9] gefunden wird, soll diese Untersuchung vornehmlich das Drama als Unterlage haben, in dem die Idee des neuen Menschen sich ausspricht. Dabei ist, um eine möglichste Vielfalt von angedeuteten und vorgeahnten Problemgruppen bis zu ihren letzten und konträrsten Grenzen aufzuzeigen, das dramatisch-expressionistische Werk von Georg Kaiser und Fritz von Unruh als besonders typisch und wesensgemäß ausgewählt worden. Es schien dem Verfasser ein Erfordernis problematischer Eindeutigkeit, um möglichst scharfer Ergebnisse willen, die zu einer Trilogie zusammengefaßten Dramen Kaisers: „Die „Die Koralle" und „Gas" I und II, sowie die beiden ersten Stücke der unvollendet gebliebenen Trilogie Unruhs: „Ein Geschlecht" und „Platz" als spezielle Stoffolie heranzuziehen. Denn einmal ist der Grundakkord eindeutig: die neue Welt mit neuen Menschen. Dann aber wird nirgends die Möglichkeit polarer Problembehandlung so deutlich wie hier. Dem Vorsatz dieser Arbeit kommt noch die Feststellung Diebolds zu Hilfe, daß es im Expressionismus keine größeren Gegensätze als Kaiser und Unruh gebe, daß „Kaiser geradezu Unruhs dichterischer Gegenpol" sei.[10] Es muß schon jetzt darauf hingewiesen werden, daß diese Polarität innerhalb der von uns charakterisierten expressionistischen Hal-

tung bleibt, also immer nur gewissermaßen den Ton zum Anklingen bringt, der hier in seiner vollen Akkordstärke untersucht werden soll. Unter Berücksichtigung solcher Voraussetzungen wird dann durch die Gegenüberstellung der von den beiden Dichtern behandelten Problemkreise in dem Werk Kaisers die Möglichkeit einer „zivilisatorischen" und im Werk Unruhs die Möglichkeit einer „kulturellen" Grundhaltung gesehen werden können. Es steht zu hoffen, daß von hier aus danach Grenze und Grenzenlosigkeit expressionistischer Dichtung, ihr in der Literaturgeschichte einzigartiger Standort, im typischsten und prägnantesten Beispiel erhärtet erscheinen wird.

Die Polstellung von Kaiser und Unruh.

I. Die Dichter und ihre Umwelt.

„Ständen sie beide an den Drehpunkten einer Achse..., sie schüfen das größte Drama der Welt" sagt Diebold.[11] Er nennt diesen Mittelpunkt nicht, aber deutet ihn an mit den erklärenden Worten: „... der wortreichste und wortkärglichste, der bekennerischste und der technischste Gestalter der Zeit". Dazwischen, in der Vereinigung dieser beiden Dichterfiguren, könnte das größte Drama der Welt liegen. Und doch: sie haben einen ganz anderen Lebensweg, ganz andere Herkunft und Schicksale.

1. *Fritz von Unruh.*

Fritz von Unruh wird als der Sohn des Kgl. preußischen Generalleutnants Karl von Unruh am 10. Mai 1885 in Koblenz geboren. Er absolviert die übliche, dem hohen kaiserlichen Offiziersstand angemessene Militärlaufbahn, taucht im Kadettenhaus unter, wird kaiserlicher Page und 1905 Leutnant im Kaiser-Franz-Garde-Regiment. Nebenher treibt ihn ein unwiderstehlicher Hang zum Studium an die Universität: er treibt besonders intensiv geschichtliche Studien und versucht sich sehr gern schöpferisch in der Malerei und Plastik. Während hier aber seine Gaben kaum durch einen äußerlichen Erfolg bestätigt worden sind, bringt ihn die dramatische Dichtung „Prinz Louis Ferdinand von Preußen" rasch an die Öffentlichkeit. Stoff und Dichter erinnern in mehr als einem Punkt an die Gestalt Heinrich von Kleists, mit der er das Offiziersschicksal und den Seelenkonflikt zwischen Pflicht und Neigung teilt. Friedrich von der Leyen rühmt ihn als „den feinen Epigonen Heinrich von Kleists" und nennt als besondere Qualitäten die „stille und zarte Liebenswürdigkeit und das echte ritterliche Junkertum".[12]

Dieses Junkertum, das er als Familienerbe mit sich trägt und täglich erneut in seinem Soldatenberuf bewähren muß, erkennt er gerade in den Katastrophen-Ereignissen des Weltkrieges als seelische Last. Vorher hat er schon — auf Anregung Max Reinhardts — in den „Offizieren" das „Drama von dem Unbefriedigtsein im Beruf" geschrieben,[13] in dem Beruf, von dem er sich tatsächlich auch 1912 verabschiedet, nachdem er noch vorher (1911) in die Schloß-

gardekompagnie avanciert ist. In Italien und Ägypten lernt er nun Menschen und Länder kennen. Aber als 1914 der Krieg ausbricht, ist er wieder der von seiner Pflicht überzeugte Soldat. Als Ordonnanzoffizier des Großherzogs von Hessen verdient er sich schon im Oktober 1914 bei den Kämpfen um Reims das Eiserne Kreuz. Doch das Angesicht des Krieges hat in ihm eine längst vorbereitete Wandlung zur Reife gebracht. Es erscheint das Verdun-Epos „Opfergang", es folgt das dramatische Gedicht „Vor der Entscheidung": das sind dichterische Stationen, die deutlich erweisen, daß Unruh sich innerlich aus seiner Geburtskaste und seiner Berufswelt befreit hat. Schlicht und treffend hat diese Wandlung Arthur Eloesser ausgedrückt: „Er war Offizier, Sprößling einer alten Soldatenfamilie und wollte — Mensch werden."[14]

In dieser Linie liegen nun auch vornehmlich die beiden vorliegenden Stücke seiner Trilogie, die uns beschäftigen sollen. Denn sie überhöhen erst jene durchbrechende Gesinnungswandlung über einen bloßen Bekenntnisversuch und treiben sie zum großen Bekenntnisdrama. Wenn Hans Naumann vom „Geschlecht" sagt: „Ethisch steht es im Dienst des reinen Menschentums als eines der frühesten Denkmäler der später in unserer Dichtung so allgemein gewordenen Abkehr vom Kriege",[15] so wird die überragende Vormachtstellung dieser Dichtung durch Julius Bab in Beziehung auf ihren Dichter dahin charakterisiert: „Hier ist er der Herold einer neuen Kultur der Freiheit, des Friedens und der Liebe."[16] Von den durchaus positiven Zeugnissen seiner dichtenden Zeitgenossen mag hier nur statt vieler ein Wort R. M. Rilkes über das Werk stehen: „Groß, rücksichtslos, ungestüm — es ist ein furchtbares Buch. Furchtbar wie die Zeit. Ich gestehe, daß meine erste Beziehung dazu Schrecken war, aber gleich die nächste: Bewunderung."[17] Daß der Eindruck des ersten Teiles der Trilogie, gegen den der zweite wegen allzu unklarer Allegorien zurücktritt, durchweg bedeutsam für die deutsche Dichtung des Expressionismus gewesen sein muß, bekundet auch Oskar Walzel, der in einem Vergleich Stefan Georges mit Unruh zu dem Ergebnis kommt: „So unmittelbar aus dem schweren Augenblick heraus, wie Unruh, spricht er (George) nie!"[18] Diesen „schweren Augenblick" sieht wohl auch Soergel, wenn er dem „Geschlecht" das Prädikat ausstellt: „Wie hoch überragt dies Werk doch alles, was ähnliches zu gestalten unternahm."[19]

Was Unruh danach geschrieben hat, wo er heute steht, das kann hier nicht Gegenstand unserer Untersuchung sein. Wir haben diesen Lebensabschnitt mit seiner menschlichen und dichterischen Umkehr als Grundlage unserer Betrachtung: ein Leben, das wie ein offenes, ehrliches Bekenntnis vor uns liegt, in dessen Mitte der Mut und die Tat steht, aus einem zwangsmäßigen Offizier ein ungezwungener Mensch geworden zu sein. Diese Einmaligkeit und Größe des Schicksals verhindert Unruh, ein bloßes Glied einer expressionistischen Dichtergruppe zu sein und mit ihnen ihre literarischen und mensch-

lichen Allüren zu teilen. Als einer ihrer bedeutendsten Exponenten kann er doch nicht als Prototyp oder gar als schicksalsmäßig ihnen verbundener Weggenosse angesprochen werden. Seine Dichtung und seine Persönlichkeit bleibt im Rahmen der expressionistischen Episode einsam. Er gehört nicht zu irgend einer „Richtung", sondern sein Weg, den er unabhängig von Strömungen gegangen ist, hat ihn selbsttätig dorthin geführt, wo die Zeit ihren spezifischen Ausdruck erhielt. Albert Soergel führt noch einmal den Zusammenhang mit Kleist ins Feld, der auch gerade in dieser menschlichen und dichterischen Isolierung Unruhs die starke Parallelität der beiden Dichter aufweist: „Steht nicht auch dieser Dichter unter den Dichtern von heute einsam und allein, ihnen verbunden und doch fremd wie einst Heinrich von Kleist?" [20]

2. *Georg Kaiser.*

Es ist sonderbar, daß diese Einsamkeit in Lebensweg und Gestaltungsdrang in demselben Grade auch Wesensmerkmal Georg Kaisers ist. Aber Kaisers Leben gibt sich nicht mit jener überzeugenden Offenheit preis — es verkapselt sich vielmehr in die Undurchsichtigkeit einer privaten und verschleierten Atmosphäre. Wenn aus Unruhs Werk selbst der Mensch Unruh aus jeder Zeile und jedem Wort spricht — „vom Werke Kaisers erfahren wir nie den Menschen".[21] Nach der Überschau über sein Gesamtwerk ist er nicht der Mensch, der wie Unruh in seinem Leben eine entscheidende Wandlung durchgemacht hat, sondern die Fähigkeit aufweist, jeden Stoff, jedes Bekenntnis in seine Formungskraft einzufangen. So ist der Mensch Kaiser viel eher durch die Gewalt seines Intellekts bestimmt worden als durch Geburt, Umwelt und Beruf. Wenn Soergel sein Kapitel über Unruh „Mythus von neuer Welt" überschreibt,[22] gibt Knevels seiner Besprechung Georg Kaisers in richtiger Erkenntnis des Hauptunterschiedes den Titel: „Ausklügelung der Erneuerung des Menschen".[23]

Der Verfasser, der Kaiser selbst um einige biographische Angaben ersucht hat, ist nur karg beschieden worden. Tatsächlich bleibt nur zu merken, daß der 1878 in Magdeburg geborene Georg Kaiser nach ein paar Jahren Gymnasium Kaufmann geworden ist. Eine Reise, die er mit zwanzig Jahren nach Buenos Aires antritt, scheint ohne jeden inneren Eindruck auf ihn geblieben zu sein. Vielleicht auch mag in ihm eine schwere Krankheit, die ihn veranlaßt, über Spanien und Italien bald zurückzukehren, jede Einfühlungsmöglichkeit verschüttet haben. Irgendwann entdeckt er sein dichterisches Talent, und als Fünfundzwanzigjähriger schreibt er seinen „Rektor Kleist". Sein Leben versinkt spurlos zwischen Aufenthalten in Seeheim, Weimar, München, Tutzing. 1914 erlebt der „Fall des Schülers Vegesack", ein Drama, das in der deutlichen Nachfolge Wedekinds steht, seine Weimarer Uraufführung. Nach einigen anderen Stücken bringen 1914 „Die Bürger von Calais" die

plötzliche überwältigende Berühmtheit. Zwei Jahre später dominiert er auf allen deutschen Bühnen, die er innerhalb von neun Jahren mit 23 Stücken versorgt. Das Ausland spielt ihn als ersten deutschen Autor der Nachkriegszeit. In diesem dramatisch geschäftigen Leben wird nur einmal durch einen Sensationsprozeß der Blick auf das Privatleben des Dichters hingelenkt. Weniger die Tatsache, daß Kaiser in diesem Prozeß wegen Eigentumsvergehen angeklagt und verurteilt wird, erregt die Öffentlichkeit, als vielmehr der Umstand, daß er vor dem Gericht das Recht des Dichters, außerhalb der bürgerlichen Gesetze stehen zu dürfen, proklamiert. Diese Selbstverteidigung aber hat nirgends die einhellige und freudige Zustimmung gefunden wie die Wandlung, mit der sich Unruh vor seinem und der Welt Gewissen gerechtfertigt hat.

Mitten in dieser fruchtbaren Schaffensperiode liegen als besonders hervortretende Werke die „Koralle", „Gas I und II", die sich zu einer Trilogie zusammenschließen, deren mittlerer Teil „Gas I" seine besondere Bedeutung hat. Sie ragen deswegen aus der zahlreichen Dramenproduktion heraus, weil hier „der Ruf der jungen Dramatiker nach Menschenbruderschaft, Menschenerlösung besonders laut erhoben wird".[24] Was Kaiser, den Eloesser, „den besten Feuerwerker unserer Bühne, der auch während der vollen Entwicklung des Expressionismus im Kriege und nach dem Kriege die Spitze gehalten hat", nennt, in seinem „Gas" gewollt und gekonnt hat, verzeichnet er so: „Eine sittliche Leidenschaft wollte der Dramatiker Georg Kaiser im Augenblick des höchsten seelischen Ausdrucks zur starrsten plastischen Ruhe versteinern lassen. Das war wieder die Kunst des Superlativs, des Expressionismus, der nicht vorbereitet, die Situation nicht entstehend, wachsend gibt, sondern in der Überfertigkeit des letzten Ausdrucks."[25] Und Bab spricht ihm zwar den Ruf ab, „die wichtigste Persönlichkeit der deutschen Literatur" zu sein, rechnet ihn aber zu den „merkwürdigsten Erscheinungen des deutschen Dramas".[26] Die Trilogie wird von Bab registriert als „Dramen, in denen Kaiser den sozial verkümmerten, entseelten Menschen und seine Befreiung mit satirischem Ingrimm und prophetischem Pathos erörtert".[27] Soergel erkennt wieder seine Schule machende Figur: „Welcher junge Dramatiker hätte nicht von ihm gelernt, von ihm übernommen!",[28] aber auch er spricht von einem Kaiser, „dessen Schaffen um den Geist, nicht um die Seele kreist", anerkennt zudem, daß „jeden Ausweg, den die leidende Menschheit heute sah, Georg Kaiser in einem dieser Dramen bis zu Ende ging".[29] Am eindeutigsten stellt ihn wohl Max Freyhan in der Einleitung zu seiner Kaiser-Biographie in den Rahmen seiner Zeit: „Ein bedeutsamer Repräsentant neuer deutscher Dramatik, weithin wirkend, unbeachtet von keinem, gilt er doch als kalt, kühl, als ein rechnender Kopf, und Kühle und Kälte, so wenig man sich dem Banne seines Könnens entziehen kann, ist es, die selbst von denen ihm entgegenschlägt, die ihm folgen. Es ist, alles in allem gesehen, nicht eigentlich warm erschlossene Liebe, die man seiner

Kunst, sondern vielmehr befremdetes, wenn auch unwiderstehlich sich darbringendes Interesse, das man für seine Kunst hegt." [30] Stellt man noch Kaisers Bemerkung daneben: „Wer die Vielheit ungedachter Ideen begriff, hat kaum Zeit zur Liebe",[31] so ist Kaisers Haltung hinreichend charakterisiert. Aber in dieser scheinbaren Abwehr aller seelischen und Gefühlsvorgänge darf nicht übersehen werden, daß er sich auf die Frage: „Wo steckt die Einheit, die ich hier mit einem Blinzeln überschauen sollte?" selbst geantwortet hat: in der „Vision von der Erneuerung des Menschen".[32]

In diesem Hauptmotiv, das er selbst als seine Aufgabe kennzeichnet, stehen sich nun Unruh und Kaiser gegenüber — in einer Front und doch als zwei Flügelmänner, die scheinbar mit polaren Waffen für dieselbe Sache kämpfen. Wenn auch Bab das Werk Kaisers dadurch entscheidend treffen will, daß er darunter den Schlußstrich zieht: „Kaisers Talent hat offenbar ein Loch, und dieses Loch ist da, wo bei anderen Menschen das Herz sitzt",[33] wird dieses Urteil kaum die dichterische Bedeutung seiner Schöpfungen beeinträchtigen, die selbst von einem Literarkritiker wie Knevels, der gerade im Verdacht steht, nur den rein emotionalen Werken Daseinsrecht zuzusprechen, mit der Feststellung belegt werden, „daß auch auf einem mehr intellektuellen Wege dichterisch wertvolle Werke entstehen können".[34]

Diese beiden hervorragenden Repräsentanten des expressionistischen Dramas stehen sich also hier gegenüber, von ihren Zeitgenossen und ihren Historikern weitgehend als Schrittmacher und Wegbahner anerkannt. Beide haben sie eine Gestaltung des neuen Menschen gewollt. Aber als große Gegenspieler um ein gemeinsames Ziel sind sie in die Literaturgeschichte eingegangen. Alle Arbeiten — soviel freilich hier schon von wissenschaftlicher Arbeit gesprochen werden kann — haben sich mit der Feststellung des großen Gegensatzes begnügt und in allgemeinen paraphrasierten Wendungen dieser Hypothese einen sehr lockeren und wenig brauchbaren Halt gegeben. Aus dem Werke selbst heraus soll hier dieser These und Antithese ein verwendbarer Hintergrund erwachsen.

II. Das Problem der Gemeinschaft.

Der neue Mensch, der Gestaltung findet in den Dichtungen, die uns hier beschäftigen, kann nicht im luftleeren Raum leben. Er kann nicht sein, ohne durch eine Reihe Verbindungen und Querverbindungen in notwendige Wechselbeziehungen zum anderen Menschen gestellt zu werden. Manchmal ragen karyatidenhaft, aber schnell wieder verschwimmend, in der expressionistischen Dichtung Gestalten und Figuren auf, die, monologisch bis in den äußersten Nerv ihres Erlebniskreises, an dieser Monologie rasch ihre

Existenzunmöglichkeit erweisen. (Ich denke etwa an Bronnens „Ostpolzug".) Gewiß — der Expressionismus hat wie keine andere literarische Epoche den dramatisch-lyrischen Monolog aufleben lassen und zum Hauptausdruck innerer Vorgänge gemacht, aber diesem Monolog auch die Aufgabe des psychischen Dialogs in hohem Grade zuerteilt. Der Mensch, der sich selber sagt, meint oft genug mehr als sich. Er wird das Subjekt, in dem sich eine Aufgespaltenheit in mehrere Subjektsektoren ausspricht. So ist sein Monolog Aussprache mit dem anderen Ich in ihm, das früher in anderer Gestalt und Gangart auf der Bühne gestanden hat. Nur so ist zu verstehen, daß Unruh etwa seinen Dramen das Etikett mitgibt, sie seien „an kein Zeitkostüm gebunden".[35] Denn der e i n e Mensch, der sichtbar sprechend und handelnd das Bühnengeschehen vorwärts treibt und hemmt, hat nicht nur die Aufgabe, in sich die Konfrontation von mehreren Gestalten zu personifizieren, sondern auch die zeitlich und räumlich nach unten und oben unbegrenzte Ausdehnung der species: Mensch zu typisieren. Er wird eben die Ausprägung eines bestimmten Typs, und in diesem Typ werden immer die schärfst gezeichneten Seiten diejenigen sein, die der Dichter als seinen Ausweg: Mensch gestaltet und verwirklicht sehen möchte.

Aber gerade der Typ eines Menschen kann immer nur zustande kommen, wenn er Bezug nimmt auf irgendwelche Gegebenheiten, wenn er sich ausrichtet an Setzungen geistiger Art, die unabhängig von ihm bestehen. In der Bezugnahme erscheinen alsdann alle die moralischen, religiösen, geistigen Grundbedingungen in besonderem Licht, in jenem Licht, dessen eigentümliche Leuchtkraft immer von der Eigenart des in und mit diesen Bedingungen waltenden Dichters erst bestimmt wird. So ist es schlechthin ein Unding, daß der in der Dichtung gesehene und ersehnte Mensch einfach sich selbst und seiner Endlichkeit genügt. Die Individualpsychologie hat in Erkenntnis dieser Unmöglichkeit recht glücklich von einem „Zwang zur Gemeinschaft" gesprochen und darauf hingewiesen, daß „vor dem Einzelleben der Menschen die Gemeinschaft war".[36] In der Tat bildet ja auch im Fragenkreis des neuen Menschen die Erkundung seiner Beziehung zur Gemeinschaft erst eine lückenlose Schließung dieses Kreises. Oft genug kennt der Expressionismus auch keine Grenze in der Terminologie von „Mensch" und „Menschheit", setzt also in dieser Unbedachtsamkeit die Synonymität der Begriffe voraus.[37] Bei „Menschheit" liegt hier der Akzent nicht so sehr auf dem quantitativen Zahlbegriff als vielmehr auf dem qualitativen Haltungsbegriff, der mit „Menschtum" schon klarer umrissen wird. Erweis dieses Menschtums wird stets in der größten und wirksamsten Tat für die anderen Menschen gesehen. Dabei freilich ergeben sich die mannigfachsten Differenzierungen, die aber schon durch die Vielfarbigkeit und Vieldeutigkeit eines in der Gemeinschaft sich offenbarenden Verhältnisses gegeben sind. Die „anderen Mitmenschen" können dabei in einer weltanschaulich beschränkten

Gruppe, in einer Stammesgemeinschaft, in einem Volksganzen, in einer religiösen Gesinnungsgemeinschaft oder sonstwie erkannt werden. Wir haben die Aufgabe, diesen Differenzierungen eines Gemeinschaftsgefühls bei unseren Dichtern nachzugehen.

1. *Konstruktion der Gemeinschaft.*

Am Ende der „Koralle", die Kaisers Trilogie einleitet, ist der Milliardär, verzweifelt über sein Schicksal und die völlige Unfähigkeit seiner Umwelt, ihn auch nur zu begreifen, ein isolierter Mann, ein Einsamer auf weitem Feld, der den Satz ausspricht, indem er sich zu dem Trost sprechenden Geistlichen wendet: „Aber die tiefste Wahrheit wird nicht von Ihnen und den Tausenden Ihresgleichen verkündet — die findet immer nur ein einzelner. Dann ist sie so ungeheuer, daß sie ohnmächtig zu jeder Wirkung wird."[38] Das ist ein Resultat der Skepsis und Verzweiflung; hier ist ein Denkprozeß in seiner Starrheit verblieben, ohne Leben zu werden. Der einzelne wird getrennt von den anderen, weil er das Denkprodukt seines Schöpfers ist, auf den alle Sonne fällt, während seine Opfer ganz im Schatten stehen. Der Milliardär ist ein eigener Kreis, der mit der Erfahrung seiner Jugend und seines raschen Aufstiegs, der eben nicht: Glück ist, sich selbst von den anderen abschließt. Die Zone seiner Ichbezogenheit ist nicht die Zone seiner brüderlichen Wirksamkeit. Das Ich ist der Triumph des neuen Menschen: nicht die Tatsache von der Wahrheit der neuen Idee eröffnet die Aussicht in ihre Realisierbarkeit, sondern die Tatsache des Abstandes ihres Denkers von denen, auf die sie wirksam werden soll, ist entscheidend für ihren Sieg oder ihre Niederlage. Freilich ist die seelische Unterlage dieser starken Äußerung eine Situation der menschlichen Verlassenheit. Ein Mensch, der in seinem Leben auf einer traurigen Jugenderfahrung, dem gewaltsamen Tod seiner Eltern aus Not, basiert, der diesem Leben durch eine übernatürliche Machtaufblähung „entflieht", immer gehetzt und niemals zufrieden gewesen ist, — der steht allein. Dem tun sich nirgends Bindungen auf als an die eigenen Sehnsüchte und Träume: diese Sehnsucht ist hier eine wirkliche Kindheit. Aber Kaiser ist Individualist auch dort, wo ihm der Fluß seiner Dichtung die Forderung nach Gemeinschaft notwendig diktiert.

Denn sein Mensch, der in „Gas" Milliardärssohn heißt, der also schon den schweren Generationsgegensatz überwunden hat und nun die zur Herrschaft gelangte Sohnesgeneration repräsentiert, ist nicht aus dem Boden chaotischer Zustände naturgemäß erwachsen, sondern rechnerisch erdacht. Als der Milliardärssohn in „Gas" seine Ansprache an die Arbeiter hält, die die Belegschaft überzeugen soll, daß Siedlung den Menschen allein vom Zwang der Technik befreit, sagt er: „Verlange ich nicht von euch: — den Menschen? Wie könnt ihr Bauern wieder sein —, nachdem ihr Arbeiter wart? — Wird nicht wieder ein Aufschwung von euch gefordert? —

Der schon den Bauern überwand — der nun den Arbeiter überwindet — und den Menschen erzielt?! ... Der Weg ist zu Ende — ein Weg ist wieder zu Ende — lobt euren Mut mit neuem Mut: — — — der Mensch ist da!!!!"[39] Keine Gemeinschaft, kein gleicher Pulsschlag wird irgendwo gespürt. Es ist keine Fanfare, die aus dem Inneren dringt, die auch nur einen Widerhall haben könnte. Der Fanfarenstoß am Ende ist in architektonischer Steigerung wie der letzte Schlußstein an einen kühnen Ingenieurbau angefügt. In drei Stufen, die mit geometrischer Eckigkeit alle überzeugenden Bekenntnisströme verbauen, ist der Mensch konstruiert. Mit der Erinnerung an das geschichtliche Frühstadium des Bauerntums ist ebenso wie mit der Konstruktion des Mittelstadiums, des Arbeiter-Seins, keine Wertung der in diesen Stadien vorhandenen Gemeinschaftstypen verknüpft. Vielmehr ist durch diese abstrakte Stufenfolge die reine Massenhaftigkeit des Menschmaterials ausgesprochen. Kaiser sieht keine ethische Neugeburt aus einem ethischen Grundgefühl für seine dritte Stufe: er postuliert vielmehr logisch die Ablösung der zweiten Stufe durch eine dritte. Wohl sieht er, daß die dritte Stufe ein Hinauf ist — aber er sieht sie eben durch die Einwilligung der in die zweite Stufe verhafteten Volksmenge schon gekommen. So wird ihm der Prozeß der Ablösung viel eher ein mechanischer als ein organischer.[40] Er konstruiert mit dem willigen Applaus der Menge diese Stufe als schon vollendet.

Überhaupt fällt bei ihm die Entscheidung darüber nicht in den die Gemeinschaft bildenden Faktoren selbst, sondern in dem großen Einen, der sie stiftet. Einmal, bei der Konferenz der Fabrikdirektoren, die über die Weiterführung der Fabrik und ihre Bedingungen entscheiden soll, fällt das Wort des Milliardärssohns: „Nicht alle gegen einen — das macht mich zu mächtig. Ich würde euch bedrängen — und will nur überreden."[41] Obwohl hier — im Kreise der „Mächtigen" freilich — der Milliardärssohn die Welt mit einer neuen Idee überschwemmen will, ist doch auch hier der starr individuelle Standpunkt Kaisers festgehalten: einer findet einen Gedanken, eine Idee — und sie wird dann in ihrer Absolutheit unter die Menschen verpflanzt. Wie jede Idee, verlangt sie Allgemeingültigkeit. Wo ihr der „Unverstand" Grenzen setzt oder Widerstand leistet, dort wird sie tyrannisch als Diktatur verkündigt: „Dann muß ich euch alle zwingen!"[42] An einer anderen Stelle wird es ganz deutlich: „Ich könnte euch zwingen — ihr seht es — ich will es nicht. Es würde euch verstimmen — und ich brauche eure Hilfe ..."[43] Am Schluß dieser Rede an die „Schwarzherren" steht die apostolische Wendung: „Steht auf und geht!"[44] Hier ist Missionspathos, das nicht mit dem gleichen Grundgefühl der Partner rechnet, sondern an die Wirksamkeit der eigenen Überzeugungsfähigkeit allein glaubt. Der soziale Mensch, der hier schon teilhat an den Erträgen der Arbeit, ist das letzte Ziel: also durchaus ein Ziel der Gemeinschaft. Aber der Weg zu diesem Ziel bleibt der Weg eines einsamen Wanderers, der sich nach rechts und links

starke Wälle baut. Es ist die Unbedingtheit der Forderung, die folgerichtige Vollkommenheit eines absolut rationalen Gedankenvorganges, die in Kaisers Dichtungen beherrschend ist. Der soziale Mensch wird nicht aus seinen urtümlichen Eigenschaften geboren: es wird nicht an seinen Anlagen angesetzt, sondern er wird wie ein Gebäude im Grundriß erkannt und fertig hingebaut.

Auch als der Sohn noch in Oppostion zu seinem Vater steht, als er ihm im Kerker den Antrag einer neuen Gemeinschaft macht, wird es so hingemeißelt: „Es dreht sich um das Schicksal der Menschheit. Wir vereinen uns in heißer Arbeit — und in unserem unermüdlichen Eifer sind wir verbunden wie Vater und Sohn."[45] Dieser Sohn, der hier noch, weil er noch Generationsopponent ist, eine neue Vereinigung auf der sozialen Grundlage einer Neuwertung der Arbeit will, hat innerlich wissen gelernt, daß Gemeinschaft nur in der Verbundenheit mit dem anderen Menschen und in der Erfülltheit mit dem gleichen Wollen wächst und Bestand erhält. Aber dieser Antrag ist zornig und trotzig — er ist eine Bedingung, die wie ein ehernes Gesetz gestellt wird. In diesem Antrag zittert noch die ganze Zerspaltenheit mit der Welt seines Vaters nach. Es ist eine Forderung aus dem Denken — und nicht aus dem Fühlen. Die Gefahr lauert, daß bei dem kleinsten Widerstand gegen diesen Antrag der Generationshaß losbrodelt, der hinter den energiegeladenen Worten kocht. Es ist eine Gemeinschaft aus Zweck, aus Vernunft, aus Verstand: eine Gemeinschaft, die nur durch einen großen missionarischen Akt zwangsweise erreicht wird; wird sie im ersten Ansturm nicht gewonnen, dann wird sie kaum Wirklichkeit. Es ist die Forderung eines S y s t e m s der im sozialen Ausgleich verbundenen Menschheit, die nicht auf dem organischen Wege geistigen und ethischen Wachstums Schritt um Schritt errungen werden will. Dieser Wunsch nach Vereinigung der Menschheit hat bei Kaiser allzusehr die Züge eines willkürlichen Aktes, einzig belegt durch die Denkeinheit seines Autors. Es ist nicht einzig das Drängen aus der Wesenhaftigkeit des Menschen zur Wesenhaftigkeit hin, sondern es ist die — um das Wort zu gebrauchen — bestmögliche „erklügelte" Erneuerung menschlicher Gemeinschaft. Tönnies war es, der hier die außerordentlich klare Scheidung zwischen Wesenswillen und Willkür als Trennung zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft herausgearbeitet hat. Es sind ihm „zwei Typen sozialer Verhältnisse", die freilich „beide aus einem Punkte zu begreifen sind, aus dem Verhältnis zwischen einem Ganzen und seinen Teilen".[46]

Der Mensch Kaisers hat sich selbst als Träger einer Gesellschaft zum Ziel, die ihm durch nichts als die Gültigkeit eines Systems, eines Vertrags[47] seine Zugehörigkeit und Verbundenheit vermittelt und bestätigt. Der Mensch ist mit dem Nebenmenschen durch den Paragraphen der gleichen, über ihn gesetzten Idee schicksalhaft verbunden. Noch klarer wird Kaisers Haltung durch Tönnies' erklärende Bedingungen für Gemeinschaft und Gesellschaft heraus-

gestellt.[48] Danach ist das Wesen der Gemeinschaft reales und organisches Leben, der Begriff der Gesellschaft ideelle und mechanische Bildung. Gemeinschaft wird als Ausdruck aller inneren Vertrautheit empfunden, Gesellschaft als der der Öffentlichkeit, der Welt. „Gemeinschaft ist das dauernde und echte Zusammenleben, Gesellschaft nur ein vorübergehendes und scheinbares. Und dem ist es gemäß, daß Gemeinschaft selber als ein lebendiger Organismus, Gesellschaft als ein mechanisches Aggregat und Artefakt verstanden werden soll."

Der Gemeinschaftswille Kaisers kann also in Wahrheit als ein Wille zur Gesellschaft gewertet werden, mit all den Nachteilen des Mangels an seelischer Unmittelbarkeit und Totalität. Gemeinschaft hat Dauer und erledigt sich nicht in dem Scheitern eines Versuches. Nur der von ihrem Wesen durchaus Unberührte kann nach dem Zusammenbruch seines Siedlungsplanes auf die Frage der Tochter: „Bist du hier allein?" antworten: „Zuletzt allein wie jeder, der sich mit allen vermischen wollte."[49] Dieser resignierte Zusammenbruch ist der Zusammenbruch eines ausgeklügelten Plans, die Katastrophe einer Erfindung, nicht aber die heroische Tragik eines Helden. Kaisers Mensch ist kein Mensch der Gemeinschaft, sondern ein Massenmensch. Zum Schwiegersohn, dem Offizier, spricht der Milliardärsohn das Wort: „Willst du mir helfen? Ich brauche Hilfe an allen Enden. Der Turm des Irrtums wankt nicht von einer Hand gestoßen — hier müssen tausend Hände rütteln".[50] Er weiß, daß der Offizier ihn niemals begreifen kann, weil er in einer Welt ganz anderer Wertvorstellung lebt. Umso mehr gewinnt die Feststellung Raum, daß dieser Anruf ein Appell an die Masse ist, an die größtmögliche Zahl. Es ist ein Anruf an das profanum vulgus, die misera plebs, die durch ihre zahlenmäßige Zusammenballung mindestens den Weg für seine Idee freimacht und ebnet. Es ist die Idee eines Führers, eines „Einzigen", wie man in Anlehnung an Stirner[51] sagen kann, die Kaisers Stellung zum Problem der Gemeinschaft nicht unwesentlich charakterisiert. Was Gemeinschaft werden soll, ist eben die unkontrollierbare Masse, die Le Bon als „psychologische Masse" deutet,[52] die „ein provisorisches Wesen ist, das aus heterogenen Elementen besteht, die für einen Augenblick sich miteinander verbunden haben". Eine Augenblicks-, eine Situationsgemeinschaft, die zu einem ebenso bestimmten wie beschränkten Zweck sich konstituieren kann, die nach Erfüllung dieses Zwecks oder durch Erweis seiner Unerreichbarkeit aber ihre geistige und moralische Existenz einbüßt. Bab meint in Arnolds Sammelwerk über Kaisers Trilogie in unserem Zusammenhange dasselbe, wenn er bilanziert: „Jedesmal wird das Thema mit fesselnder Kraft angeschlagen, das Problem geistreich und stark aufgerollt, — und jedesmal erfolgt eine hilflose Lösung."[53] Die hilflose Lösung ist das Schicksal der Kaiserschen Intelligenz, die nirgends den Grundstrom ethischen Gemeinschaftsgefühls mit der dialektischen Härte eines abstrakten Gedankenapparates meistern kann. Deshalb ist

Kaisers Weg zur Gemeinschaft ein Zwang des überwältigend gedachten Ich über die hörige Masse. Seine Niederlage ist die Niederlage eines Reformers, nicht eines Revolutionärs. So wird die Idee einer sozial schaffenden Menschheit eine im vorhinein unwirkliche Konstruktion. Nach Franz Rohs Typologie der expressionistischen Kunst wird Kaiser durch solche Untersuchung zweifellos unter die dritte der von ihm unterschiedenen vier Stufen, den Konstruktivismus, einzureihen sein; denn die Expression des Stereometrischen, Maschinellen", die Roh als „bleibende Errungenschaft neuerer Kunstgeschichte im Sinne der Erweckung des Gefühls für die ungeheuere Ausdruckskraft, also seelische Bedeutung des Mechanistischen,"[54] feststellt, ist tatsächlich mit der Einschränkung, daß Kaiser kaum die seelische, vielmehr die rein intellektuelle Bedeutung des Mechanistischen entdeckt hat, in Kaisers dramatischer Dichtung Ausdruck geworden.

Kaiser wollte die Welt der Mechanismen, die er sich in seiner Trilogie aufgebaut hat, diese Welt der durch Technik und Zahl und Zweck entseelten Menschenordnung, durch eine an diesen Attributen geschulte neue Gesellschaft ablösen. Über der Welt der wirtschaftlichen und technischen Organisationen sollte eine neue Gesellschaft sich konstituieren, die eine neue — Wirtschaft und eine neue — Technik an die Stelle der alten zu setzen hatte. Es war eine Organisation: — in einer richtigen Volksversammlung[55] wird das „Programm" verkündet; es bleibt hinter dem harten Bau und dem logischen Ablauf der gedanklichen Vorsätze für den propagierten neuen Menschen kaum ein anderes Ziel: als das Ende in einer statutengemäß errichteten Siedlungsgesellschaft zur Verfolgung des humansten Zweckes.

2. *Organische Gemeinschaft.*

Kaisers Dichtung baut also auf den ausgesprochenen wirtschaftlichen Gegebenheiten des Alltags auf. Sie hat als Umwelt Fabrik und Arbeiter und die, die sie leiten. Sie will einen Weg aus der Versklavung des Menschen an den Verbündeten des Krieges: die Maschine zeigen. Unruhs Dichtung geht den Parallelweg. Ihr Hintergrund ist der Krieg, der ebenso wie Kaisers Fabrik als Moloch bezeichnet wird. Hier ist der Mensch an den Krieg versklavt. Sein gewaltiges Erlebnis ist an Größe gleichartig mit dem Erlebnis der den Menschen auffressenden Arbeit.[56] In beiden Fällen wird mit der ererbten, überkommenen Vorstellung gebrochen. In beiden Fällen ist der Mensch als solcher in Gefahr. Beide Male wird ihm der Weg in ein neues Leben eröffnet. Beide Dramentrilogien ringen um eine Möglichkeit, den Menschen in einen Zusammenhang hineinzustellen, der Freiheit und nicht Versklavung ist. Dieser Zusammenhang ist von uns als das Streben nach einer neuen Art der Gemeinschaft gekennzeichnet worden.

Das letzte Wort im „Platz", dem zweiten Teil der unvollendeten Trilogie Unruhs, hat die Tochter, die im „Geschlecht" eine so radikale Wandlung erlebt hat:

„Ich sehe
tief in das Herz der Welt, da deine Kraft
aus neuer Liebe neue Menschen schafft." [57]

Es ist der ganze Inhalt der neuen Gemeinschaftsbotschaft Unruhs. Also nicht die Willkür, die Eigenwilligkeit eines Einzelnen befiehlt eine neue Organisation der Menschen untereinander, sondern das Gebot der Liebe wird neuen Menschen Raum und Gestalt geben. Nicht Einer wird mit dem ausgeklügelten System eines im Denkprozeß erzeugten Plans die Welt missionieren, sondern alle werden sie radikal, d. h. von Grund auf neugeboren werden. Der Sinn dieser neuen „Verbindung" [58] wird wirklich Gemeinschaft sein, weil er im Gegensatz zu Kaisers kausalem Mechanismus den lebendig wachsenden Organismus setzt. Hier ist keine soziale Ebene gesehen und aufgerichtet, weil keine wirtschaftlichen Voraussetzungen gegeben sind. Kein System grenzt die Wirksamkeit des Gemeinschaftsempfindens ein. Keine willkürliche Normierung auf einen besonderen sozialen, politischen und geistigen Endbezirk wird gesucht. Das Fortschreiten zu diesem Gemeinschaftsausdruck liegt somit in einem Rückschreiten zu dem rein Menschlichen. Der Mensch, der Ziel und Idee der Dichtung ist, hat nach Unruh erst wieder Sinn, wenn er sich von den vielerlei Fremdheiten befreit, die ihm als Lebensnotwendigkeiten und Auswirkung für das Leben mitgegeben waren. Es ist in diesem Gemeinschaftsakt zunächst und ganz besonders die Befreiung des Menschen aus den Bindungen des Krieges und der Macht erfolgt. Die Entartung des Kriegsgeistes hat das „Herz der Welt" [59] verschüttet. Im „Herz der Welt" wird die neue Gemeinschaft auferstehen: am Ursprung, am Beginn also. Es wird dort von Dietrich ausgesagt:

„Gemeinhin nennt ihr Liebe: „Macht", doch stammt
von machen — Macht, die Liebe — ist . . ."

Und weiter unten heißt es:

„Ja, Liebe ist —
und Geist fand seiner Achse Pol in ihr!"

Dieses Wort Dietrichs wird bald dahinter wieder aufgenommen:

„Des Geistes Achse, merkt, rückt weiter, rückt . . ."

und noch weiter unten durch die Reichsherren repliziert:

„Die Liebe ist? Des Geistes Achse! Liebe!" [60]

Überall wird die Liebe vorbedeutend als die Gemeinschaft bildende Kraft dargestellt. Auch hier wird ihre Mittelpunktsbedeutung, ihre Bezogenheit auf den Ausgangspunkt gedeutet. Sie ist kein Faktor, der gebildet und geformt das Gefäß für die mechanische Abwicklung des Lebens ist, sondern die durch ihre Charakterisierung als Achse im neuen Zusammenleben als Inhalt und Existenz erscheint.

Der Anstoß, die Triebkraft zum in Gemeinschaft geeinten Leben wird als die unerläßliche Vorbedingung zur Gemeinschaft anerkannt. Das hat Kaiser nicht erkennen können, daß Gemeinschaft nur ist, wenn sie w i r d, nicht wenn sie gemacht wird. Obwohl Kaisers Menschen durchaus, wie Max Freyhan sich ausdrückt, „dynamisiert" sind:[61] ihre Dynamik ist die Dynamik einer Maschine, die ihre Kolbenstöße wohl in wuchtiger Regelmäßigkeit abgibt, aber mit der Vollendung ihres Produktes leer weiterläuft. Unruhs Dynamik ist Getriebenheit, die nirgends ausläuft und ziellos bleibt: denn sie betreibt den ewigen Kreislauf des menschlichen Lebens, der auch nicht durch den Tod zu Ende geht. Liebe — das ist — Bewegungsmittel. In eine Gemeinschaft soll der Mensch eintreten, die nirgends Ruhe, immer Getriebenheit ist. Aber diese Getriebenheit ist der innere Marsch des Menschen zu seiner Vollendung. Unruhs Mensch wird nicht als Mensch für eine ihm entsprechende Vereinigung von Menschen hergestellt: er soll selbst den ganzen Weg zu dieser Gemeinschaft allein gehen. Jeder einzelne wird so Träger der Idee, weil jeder einzelne als ihr Verkünder geboren wird. Das Teilhaben des einzelnen an dem Aufgang und Aufbau der Gemeinschaft ist ein wesentliches Bindemittel der Gemeinschaft überhaupt. Georg Stieler hat dem solchen Ausdruck gegeben: „Allein eine Sinneinheit des Erlebnisgehalts ist keine Erlebnisgemeinschaft. Der Gemeinschaftsbegriff im Sinne einer Lebensgemeinschaft impliziert aber eine irgendwie geartete Einheit auch der Erlebnisakte."[62] Solcher Erlebnisakt scheint uns eben in der Gemeinsamkeit einer neuen Liebe in starkem Maße gegeben.

Die neue Liebe ist freilich kein amor dei, sondern ein neuer Eros: hervorgegangen aus dem läuternden Geschlechterkampf, der über die blutschänderische Schwesterliebe im „Geschlecht", über die sexualpathologischen Verirrungen im „Platz", schließlich in der Schlußszene dieses Dramas zu einer neuen, reinen Liebe geführt ist. Das Erlebnis ist der Grund der Gemeinschaft, nicht ihre Konstruktion. Ein Erlebnis der neuen Liebe, die ihre Nähe im platonischen Eros sucht. In diesem Eros erglüht der neue Mensch: jeder Mensch, der ihn erfühlt. Die Stelle soll hier stehen, die dem Vereinigtsein tiefsten Ausdruck gibt:

„Dietrich: Laß diesen Strahl der Ewigkeit in mir zum Diamanten härten. Atmest? Atmest? So muß von Larven ein Ertrunkener tauchend, als er die Sonne wieder leuchtend sah —, gejubelt haben, ach, wie ich, wie ich emporgejauchzt zur Wonne Deiner Liebe.
Ewig bei mir!
Irene: Ewig in Dir!
Dietrich: Leibernah!
Irene: Geistesda!
Dietrich: Freudegeboren!

Irene: Atmet es leis?

Dietrich: Liebeverloren . . .

Irene: Schließt sich der Kreis?

Dietrich: Fühl eine Freiheit wie das Äthermeer: In ungemessnen Horizont verloren schau ich ein Land, da alles Wohnung findet. Wo Blumen wippen, Sternchen, sonnenbunt. Es ist ein Glanz, von dem die Sonne nichts und nichts das Firmament, das glühende, weiß, denn wüßten sie's, sie hörten auf zu strahlen, weil sie sich ihrer Finsternisse schämten, wie ich, als mich Dein heilig Herz berührt." [63]

Der Zusammenklang der zwei Menschen ist der Umbruch der Gemeinschaft: dieser Eros ist die harmonische Vereinigung von Leib und Geist: „Leibernah! Geistesda!". Er ist die Brücke vom Menschenbeginn zur Menschenerfüllung. In dieser Vereinigung ist der ganze Kreislauf von leiblicher Geburt bis zu höchster seelischer und geistiger Vollendung vorgefühlt. Tatsächlich gründet und bindet jener Eros hier die Gemeinschaft, dem schon Wilhelm von Humboldt große schöpferische Kraft nachrühmt.[64] Es erscheint ihm diese Liebe deshalb so schöpferisch, weil sie sich immer wieder erhebt „von dem beschränkten Gebiet der Sinne in das idealische der Phantasie". Wenn Spranger[65] darauf hingewiesen hat, daß Humboldts Auffassung von der Liebe in der Richtung der platonischen Gestaltung ihrer Idee liege, so ist diese Verwandtschaft auch für Unruhs Eros nicht abzustreiten. Es würde zu weit führen, an originalen Quellen diesen Sinnzusammenhang nachzuweisen: das kann hier nur einem rückwärts streifenden Blick überlassen bleiben, der aber trotz seiner Knappheit schon die eigentümliche Gestalt des Unruhschen Gemeinschaftsbildes erhellt.

Tatsächlich erscheint die Gemeinschaftsidee Unruhs von hier aus als ein besonderes Ethos, das innerhalb des Expressionismus zwar häufig vertreten ist, aber am hervorragendsten gerade von Unruh repräsentiert wird. Dieses Ethos, das sich mit den Kräften der „neuen Liebe" ausstattet, ist im letzten Grunde auch ein soziales Ethos. Während Kaiser aber schon Parzellen und Siedlungshäuser anlegt, sie nach einem zeichnerisch exakt ausgeführten Plan — die Pläne liegen ja bereit — vor den Menschen hinstellt, sieht Unruh fast visionär nur „Land, da alles Wohnung findet". Er richtet noch nicht ein. Er ist kein Architekt, weil ihn die Glut seiner Gemeinschaftsschöpfung noch völlig im Bann hält. Aber immer wieder tauchen, wie innerliche Mahnrufe erklingend, Bekenntnisrufe zur Pflicht an und für die Menschengemeinschaft auf. Das Pflichtethos, bei Unruh schon durch Beruf und erste Dramen besonders stark entwickelt, tendiert aber dahin, den Menschen vorerst teilhaben zu lassen an den Quellen aller Neuschöpfung, am „Herz der Erde", die eben die Liebe ist. Irene findet dieses missionierende Pflichtgebot:

„Alle Guten, alle Bösen
aufzulösen,
daß sie wie Flämmchen in den Sonnenball,
in unaussprechliche Gemeinschaft streben, —
sei der Liebe Jubelwerk".[66]

Es ist die menschheitsbindende Liebessendung, durch die Gemeinschaft wird. Mit welchem Mittel die neue Liebe Tat und Gesinnung werden kann, wird von Irene lapidar und eindringlich damit erklärt:

„Liebe nur schafft neue Liebe!" [67]

Immer wieder wird es ausgesprochen, daß nicht die Masse eingehen kann in die Gemeinschaft, sondern allein die Glieder in ihr, die sich selbst den Weg zu ihr erobern. Die auf den einzigen Akkord mit einem vollen Gegenakkord: der Liebe reagieren. Im „Geschlecht" hat die Tochter diese Gemeinschaft dithyrambisch so vorverkündigt:

„Ein Riesenvolk, das vom Geschlecht des Tags
sich losriß und die Einsamkeit der Sterne
zu seiner Wonnen Lustgefährten wählte!" [68]

Ganz deutlich hat Unruh die Befähigung der großen Masse hinsichtlich ihrer ethischen Spontaneität zurückgewiesen:

„Ich greif dem Massenwahn in seine Zähne
und schleudre seine Tatzen vom Genick!"[69]

Zwar wird also das neue Geschlecht, das die Gemeinschaft bildet, ein menschlich außerordentliches Maß haben, aber in allen seinen Gliedern und nicht nur in der ideetragenden Persönlichkeit, die alle überschattet. Die „Einsamkeit der Sterne" ist nichts anderes als die Rückkehr und Wiederkunft in die Natürlichkeit und Totalität des Menschen: nicht total — in seiner jeden Raumwinkel ausfüllenden Quantität, sondern total in seiner ethische Gemeinschaft bindenden Persönlichkeit.

„Was wir Gerechtigkeit nennen, was wir als die Lichtseite des menschlichen Charakters betrachten, ist im wesentlichen nichts anderes als Erfüllung von Forderungen, die aus dem gemeinsamen Leben des Menschen erflossen sind." [70] Gerechtigkeit ist die notwendige Stütze der wahren, auf dem ethischen Pflichtgefühl basierenden Gemeinschaft. Sie wird auch durchgängig von Unruh anerkannt. Darüber wird auch in anderem Zusammenhang gesprochen werden müssen, was Unruhs Muttergestalt mit der Wandelbarkeit des Rechts:

„Es wandelt sich auch Recht!" [71]

ihren Bedrängern gegenüber ausgesprochen haben will. Der Sohn, Dietrich, meint im „Platz" nichts anderes, wenn er beim Passieren des Steinbildes der Iustitia dieser Iustitia die symbolische Wage der Gerechtigkeit mit den Worten aus der Hand nimmt:

„Die Wage aus der Hand der Steiniustitia —
und in die Hand der Lebenden, der Mutter!“[72]

Hier, in den Händen der Mutter, wird Recht Gerechtigkeit werden für alle an der Gemeinschaft Teilhabenden — Gerechtigkeit wird als das ordnende Prinzip des in der neuen Liebe auferstandenen Gemeinschaftsfestes verkündet.[73] In Kaisers „Koralle“ wird einmal auch von Gerechtigkeit gesprochen. Es ist der Sohn des verurteilten Milliardärs, der aus Ekel vor dem Leben seines Vaters die Waffe auf ihn richtete. Im Rechenschaftsbericht mit dem vermeintlichen Vatermörder, dem tatsächlichen Vater, spricht der Sohn von dieser Tat: „Ich wollte aus aufwallendem Gerechtigkeitsgefühl strafen — Sie sich bereichern. Erst der Anblick von Gewalt riß Sie hin. Das Beispiel hatte Ihnen mein Vater, der immer rücksichtslos handelte, gegeben — und solange es solche Beispiele gibt, werden wir versucht.“[74] Gerechtigkeit aus einem blutleeren Raum straft gewaltsam. Sie kommt aus einem ethosentleerten Menschen, der nur die tragenden Eigenschaften einer Gemeinschaft kennt, ohne an sie durch den sie durchströmenden Strom der Liebe innerlich verbunden zu sein. Gerechtigkeit wird nur Gerechtigkeit sein, wenn sie aus dem „Herz der Mitte“, der Liebe, kommt.

Die angestellten Untersuchungen scheinen doch mit Sicherheit ergeben zu haben, daß der Weg des Kaiserschen Menschen wohl in eine Vereinigung von Menschen führt, die wir mit Tönnies als Gesellschaft bezeichnet haben. Die Welt seines neuen Menschen ist in einem wirtschaftlichen Plan mit der Auswirkung in eine sozial gegliederte Gesellschaft vorgezeichnet. Der Standort des einzelnen ist bestimmt durch die Anonymität, das Nummern-Dasein, das er im architektonisch erdachten Bau erhält. Das Individuum ist an dieser Konstruktion des neuen Gesellschaftsgebäudes völlig unbeteiligt. Es vollstreckt zu seinem eigenen Besten den Befehl einer kategorisch gedachten Idee. Der Mensch wächst in dieses Gemeinschaftsstadium nicht hinein, sondern wird hineingestellt. Er erlebt an sich niemals die von Kind auf an sich selbst zu leistende Arbeit, um ein Glied dieser Gesellschaft zu werden, sondern muß das Menschsein begreifen, wie er vordem das Schicksal des Bauerntums und Arbeitertums an sich erfahren hat. Er ist eigentlich im Menschsein nicht zu sich selbst, sondern nur aus einer minderen in eine höhere Stufe befreit. Er hat nicht aus der Hörigkeit in andere Mächte seine Mündigkeit gewonnen, sondern ist nur um eine Fessel leichter geworden. Er kann sich nicht selbst vollenden, weil er sich nicht selbst geboren hat. Der Mensch dieser Gesellschaft ist also zu einer Gemeinschaft untauglich und unverwendbar.

Die Welt des Unruhschen Menschen kann eine Welt der kommenden, wahren Gemeinschaft genannt werden. Sie ist nicht gekennzeichnet durch einen ausgedachten Bau, in dem jedes Glied schon seinen vorbestimmten Platz hat. Vielmehr wird den Unruhschen Menschen nur die Wegrichtung aufgezeigt. Der Plan der sich

in der Gemeinschaft aufbauenden moralischen, religiösen und sozialen Verhältnisse wird nur zart angedeutet. Der Mensch wird zum Bau an dieser Gemeinschaft selbst herangezogen. Das Individuum steht nicht außerhalb des Grundgefühls, das sie stützt: es hat im höchsten Maße teil an ihrer Triebkraft. Der einzelne ist Ideenträger, Gestalter, Arbeiter und Vollender selbst. Aus der Verknechtung an die Mächte von Krieg und Gewalt, die ihn Jahrtausende im Bann hielten, ist er durch die grundgewaltige Urkraft der Liebe, die so neu ist wie ewig, befreit worden. In einem neuen Eros ist er zu seinem Ursprung und zu seinen unendlichen Möglichkeiten erwacht. Er ist selbstbestimmend an seinem Leben von Anfang bis zu Ende beteiligt, das für ihn aber allein erschöpflich wird in dem Du der Gemeinschaft. Er hat die Möglichkeit, der Welt ein ewiges Gesicht zu geben, weil er die Einheit von Kind und Greis, Infantilität und Reife über die Brücke der neuen Liebe hin in sich schließt. Der Ausdruck seines Gemeinschaftssinnes ist Gerechtigkeit, die gleichzeitig die Grundlage seines ethischen Pflichtbegriffes ist. In der Gemeinschaft behält er sein Eigengesicht, weil er den Weg zu ihr, den er allein gegangen ist, immer als Wesensausdruck durch sie hindurchträgt.

III. Lösung und Bindung.

Wir können in den folgenden Ausführungen auf diesen Ergebnissen basieren, wenn es sich darum handeln wird, einige besonders stark heraustretende emotionale Bewußtseinsvorgänge gesondert zu betrachten. Bewußtseinsvorgänge, als deren tragenden wir die neue Liebe bei Unruh erkannt haben. Georg Stieler hat in seiner Untersuchung „Person und Masse" diesen emotionalen Momenten nicht nur den Wert des inneren Vorwärtstreibens zugesprochen, sondern sie sogar als „das primäre formale Motiv der Gemeinschaftsbildung" anerkannt, „weil sie der allgemeinste und in Richtung auf Gemeinschaftsbildung wirksamste formale Lebensinhalt überhaupt sind".[75] Er hat auch das Verdienst, fußend auf den Erfahrungen Theodor Litts,[76] die in einer in Bildung begriffenen Gemeinschaft durcheinanderwirkenden Erlebnisströme als die Tendenz, „totale Lebensgemeinschaft zu werden",[77] aufgezeigt zu haben. Aber gegenüber der drohenden Verflachungs- und Verfließungsgefahr stellt er den einen Satz auf: „Das stärkste und vielleicht schlechthin unzerreißbare Band ist die Blutsgemeinschaft, die wohl willensmäßig gestrichen, aber nie wirklich ausgelöscht werden kann, weil Abstammung elementares Lebensfundament der Individuen selbst ist."[78] Die Blutsgemeinschaft? Es ist ersichtlich, daß hier Kaisers Dichtung wenig zu bestellen haben wird; einmal, weil sie aus der Kälte des Intellekts kommt, zum anderen, weil sie überhaupt keinen Anteil an einem organischen Aufbau gemeinschaftlicher Bindungen hat. Der Blutlauf ist der edelste Organismus,

der überhaupt denkbar ist, weil er das „Herz der Mitte" erst durchströmt. Blut ist Symbol des von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkenden Aufbauwillens. Aber es ist noch mehr: das Kraftmittel, mit dessen Erkenntnis und immer neuem Gewinn sich Gemeinschaften aneinander binden und in jeder Generation neu bereichern. Es soll stets aufbauende und fördernde Wirkung haben. Es soll den Menschen immer wieder auf die Bedingungen seiner Anlagen und Voraussetzungen zurückführen, ohne die er nicht in ein neues Sein vorstoßen kann. In diesem Sinne ist es mehr als ein biologisches Prinzip: es ist der Urstrom menschlicher Kraft und Leistung.

1. *Lösung von der Blutsgemeinschaft.*

Kaiser spricht einmal in „Gas" vom Blut: „Meint ihr, die Toten damit stumm zu machen, die in euch schreien? Dies Geheul, das euer Blut schüttelt, zu erwürgen?"[78] Da ist jener geheimnisvolle Kraftstrom des Blutes gemeint. Aber er wird nur gesehen als der Ruf der Nemesis, als der kalte, grausige Schrecken. Nicht seine Kraft wird anerkannt, dem Bau der Gemeinschaft dienstbar zu sein, sondern seine Macht des Racherufs. Es ist nicht das Blut, das — um im Bilde der Unruhschen Dichtung zu bleiben — durch das „Herz der Mitte" fließt. An anderer Stelle heißt es so: „Milliardär: Sei mir dankbar. Sohn: Für die Täuschung? Milliardär: Daß du nicht werden mußt, wer ich bin! Sohn: Dein Blut ist meins."[80]

Diese Aussprache anerkennt die Blutsverwandtschaft: aber ihre tragische Gefährlichkeit, nicht ihre auftreibende Kraft. Man merkt später, daß der Sohn die Empörung gegen diese Blutsverwandtschaft als „besonders lohnende Aufgabe" ansieht. Eine Anerkennung — aber ein unerbittlich scharf formulierter Gedankenweg aus ihrer Verstrickung. In der Gerichtsverhandlung gegen den Milliardär läßt Kaiser den Richter sagen: „Kinder stehen außerhalb. Zuletzt lebt man nur sich selbst."[81] Hier ist schon die Empörung zu einer faktischen Trennung geworden, die selbstverständlich in einem mechanischen Denkvorgang erzielt ist. Die Aussprache des vermeintlichen Vatermörders mit dem Sohn gipfelt in dem Dialog: „Sohn: Ich gelobe es Ihnen — Milliardär: Was? Sohn: Ihnen Sohn zu sein, der seinen Vater nicht verlor! Milliardär: Soll ich Ihnen meine Bedingungen stellen? Sohn: Jede!"[82]

Der Held, der später der Apostel der von Kaiser geplanten neuen Gesellschaft ist, braucht nicht das natürliche Bindeglied der Blutsgemeinschaft zur Aufrichtung seines neuen Menschtums, ebenso wie er auch die Liebe dazu unbeachtet ließ. Er kann freilich die Existenz des Bluts als wirksame Macht im Menschen nicht einspannen in seinen Plan der Gesellschaftkonstruktion: denn Blut ist nicht gefügig und willfährig. Deshalb degradiert er es zu einer nur hinderlichen Macht auf dem Wege zum neuen Menschen, um es so logisch wegdenken zu können.

2. *Bindung an die Blutsgemeinschaft.*

Bei Unruh sprechen fast alle Personen vom Blut — es wird hier deutlich als unwegdenkbar und primär existent angesehen. Freilich werden an ihm die zerstörenden und die aufbauenden Eigenschaften eindeutig abgegrenzt. Bald am Anfang von „Geschlecht" bricht der Jüngste Sohn, der als Dietrich in „Platz" Unruhs Held ist, beim Anblick des grausigen Kriegserlebnisses seiner Geschwister in den Ruf aus:

„Entsetzlich Bild
für meines ganzen Bluts Verfinsterung."[83]

Verfinsterung des Bluts — das ist Verbrechen am eigenen Geschlecht: Schmach und Schande der eigenen Familie, die er in der Abkehr vom Blut, vom Geist der Mutter sieht. Überhaupt wird der Wert des Bluts immer in Verbindung mit der Scheu vor dem Muttertum ausgesagt. Darüber muß in einem weiteren Kapitel ausführlicher gesprochen werden. Der Älteste Sohn spürt die bindende Kraft und die vernichtende Stärke des Blutsbandes:

„Ä. Sohn: Hast Du uns nicht geboren?
Mutter: Was gibt Dir Mut zu solcher Sprache?
Ä. Sohn: Blut, das mit der Nabelschnur nicht abgestaut." [84]

Diese Blutsmacht, die in ihm wirksam ist, fühlt er wie Kaisers Sohn. Aber er fühlt sie wie unangreifbares, unenträtselbares Schicksal. Der Sohn des Milliardärs überwindet ihre Stärke im überlegenen Denkspiel. Der Sohn Unruhs erwächst in ihrer Gewalt zum grenzenlosen Frevler. Kaisers Erkenntnis der Blutsgebundenheit ist der Ursprung ihrer denkschematischen Vernichtung, Unruhs Erkenntnis der Ursprung zu ihrer ganzen furchtbaren Tiefenausweitung. Der Unruh-Sohn büßt den Frevel am eigenen Blut durch eigenes Blut. Der Kaiser-Sohn kennt ihn gar nicht, weil er das Band selbst weggedacht hat. Der Älteste Sohn von „Geschlecht" geht nicht den Weg zur Gemeinschaft, sondern zur Hybris. Die edlen Kräfte werden im Rausch nicht gesehen: der Älteste Sohn fühlt wie Kaisers Sohn die Erbbelastung durch die Blutsverbundenheit:

„Das sagst Du mir, der jeden leichtsten Hauch
belastet fühlt von Ur- und Ururvätern?" [85],

aber er beseitigt nicht denkmäßig die Vorurteils- und Erfahrungslast, weil er weiß, daß befreiender Anfang allein auch im Beginn der blutmäßigen Gebundenheit liegen muß. Er ist ja Bejaher der Blutsgemeinschaft, aber der erste Empörer gegen ihre Verflachung und Versimpelung. Sein Protest ist nicht gegen die Verbundenheit im Blut schlechthin gewendet, sondern gegen die Nivellierung des Blutmäßigen:

„Sie schleichen stumpf in ausgetretner Bahn,
an allen Fragen, die um Antwort schreien,

mit blinden Blicken ängstlich, scheu vorüber
und hoffen von der Kinder frischem Mut,
daß er die Lösung findet, die sie meiden.
Doch schiebt hier Trägheit durch Jahrtausende
von Kind zu Kindeskindern Urkraft weiter,
am Heu der Hoffnung wie ein Ochse kauend,
so mach ich solch Versteckenspiel nicht mit!"[86]

In der „Urkraft" des Blutes wird die Erneuerung des Menschen vor sich gehen müssen. Der Älteste Sohn kann ihren Bestimmungsort noch nicht nennen, er weiß noch nichts von dem Apostolat der neuen Liebe, die erst sein jüngster Bruder später findet. Aber sie ist gesichtet: nur durch die Einkehr in den Anfang wird sie erstehen können. Ein noch Geblendeter, Verblendeter, der, getäuscht durch die Sinnlosigkeit der ihn umklammernden Mächte, den Anfang selbst, die Mutter, in blutgieriger Raserei vernichten will, weiß visionär um den Mittelpunkt des neuen Geschlechts, der neuen Gemeinschaft. Seine chaotische Besessenheit in der bindungs- und hemmungslos rasenden Blutfülle ist auch zum frevlerischsten Rausch des Blutes fähig: zur Blutschande.[87] Aber das ist zu verstehen aus dem maßlosen Drang des jungen Menschen, die eigene Achse, den eigenen Pol im eigenen Weg zu finden. Unruh läßt ihn wegen seines Frevels fallen. Aber an seiner Vision setzt sein Bruder, der Dietrich des „Platz", an:

„Ich? was weiß ich? Bin eben neu geboren —
und will zu meiner Seele!"[88]

Also eine Neugeburt aus der Urkraft des Blutes, aus einer Erneuerung des Blutes von seinen Wurzeln her. Zur Seele — das ist der Weg, der nun erst gangbar ist, nachdem ein neuer, in erneuerter Blutsgemeinschaft erstandener Mensch ihn antritt. Diese Erneuerung ist eine Neuwerdung aus dem Blute der Mutter, die in Anerkennung der Ursachen sich selbst erneuert hat:

„Du gönnst dem Winteracker Deine Stunden,
daß er im Samendrang des März nicht bricht:
Verhilf auch mir zu neuem Blut und Fühlen!"[89]

Auf sich wendet sie den organischen Prozeß der immer wieder sich gebärenden Erde an; im Katastrophensturm der Zeit, der ihre Kinder im Frevel von der Mutterbrust gerissen hat, will sie im neuen Blut die neue Einigung vorbereiten. Nicht für sich allein, nicht als titanischer Übermensch außerhalb der anderen, sondern zu dieser Aufgabe ruft sie alle Mütter auf:

„Verquälte Glut verweinter Nächte flamme
aus meinen weißen Haaren auf
und brenn Ergebung ganz und gar zu Asche!
Zum Blutbund alle Mütter aufgerufen!
Ihr bleicher Segen, der dem Todessturm
des Weltbrands Flügel gab, ball sich zum Fluch!

Auf ihr Gebärerinnen!
An unsren Kleinen frißt die Finsternis
wie eine Ratte. Helft und schlagt sie tot!" [90]

Die Macht des Gemeinschaft bildenden Blutes ist also bei Unruh nicht nur anerkannt, sondern in ihren Bedingungen und Voraussetzungen ungeheuer sublimiert. Dadurch, daß er im Ältesten Sohn den Empörer im Blut gegen seine Nivellierung darstellt, ihm im Jüngsten Sohn (Dietrich) den Träger neuer idealer Blutsgemeinschaft entgegenstellt, gibt er der Mutter den tiefsten und erhabensten Sinn der Gemeinschaft selbst: zwischen diesen beiden Söhnen erahnt sie den Weg aus der Verwirrung der Geschlechter. In beiden hat sie Verkünder der neuen Gemeinschaft geboren — im ältesten den Exponenten der zu überwindenden Blutsversklavung, im jüngsten den Exponenten der Blutsgemeinschaft. Der Sklave mußte seine Geschlechtskräfte gegen seine Mutter wenden, um die Mutter zur neuen Geburt aufzurufen. Die Mutter beut in neuem Blut den Keim der neuen Liebesgemeinschaft. Damit ist zugleich der tiefste Sinn der Familie für das Wesen der neuen Gemeinschaft aufgezeigt. Kaiser kennt nur eine die Tat des mechanischen Fortschritts hemmende Blutsverbindung. Weil er den Fortschritt nicht im organischen Wachstum will, kann er auf die Grundkräfte des Blutes verzichten. Eine Blutsverbindung existiert in der von ihm errichteten Gesellschaft nicht mehr, weil er und nicht die Glieder dieser Gesellschaft ihre Gründer sind. Deshalb kann er das Blutsband als Aufbausymptom einer von ihm gedankenmäßig überwundenen Stufe erübrigen. Es ist ersichtlich, daß in dieser blutentleerten Gesellschaftsorganisation kein Platz für das organische Werden einer Familie ist.

IV. Das Mütterliche als Idee.

Im letzten Kapitel wurde schon gelegentlich darauf hingewiesen, daß die Idee einer organischen Blutsgemeinschaft in Sinnzusammenhang mit dem Element der Mutter mehrfach auftritt. In unseren weiteren Untersuchungen werden wir sehen, daß das Mütterliche als Idee ein ausschlaggebendes Moment in der Frontstellung unserer beiden Dichter geworden ist, daß der Muttergedanke gerade dazu angetan ist, die im Expressionismus aufkeimenden und miteinander im Kampfe liegenden geistigen Hauptströmungen der Zeit in hervorragender Weise anzukündigen. Ja, dieser Gedanke wird wie kein anderer in seiner embryonalen Formlosigkeit, in der er uns hier noch entgegentritt, die in Gegenwart und Zukunft schlechthin entscheidende geistesgeschichtliche Auseinandersetzung zwischen einem männlichen und einem weiblichen Schöpfungsprinzip als Vorverkündigung aufzeigen und damit erneut dem Expressionismus die Aufgabe bestätigen, im Ablauf von literarischen Stilzeiten nicht als Stil mit Anfang und Ende fungiert, sondern in aller inhaltlichen und stilistischen Gestalt die Funktion der Vorbereitung ausgeübt zu haben.

Von wie eminenter Gegenwartsbedeutung diese Frage ist, erhellt auch daraus, daß in einer Tageszeitung anläßlich einer kulturphilosophischen Besprechung mit dem Titel: „Steigen wir wieder zu den Müttern herab?" Dr. Dyrssen den Satz schreiben kann: „. . . als Zentralproblem der Kultur- und Staatsphilosophie ist in unseren Tagen die Doppelfrage mehr und mehr in den Vordergrund gerückt: wird die konkrete Welt von männlicher oder weiblicher Wesenheit beherrscht und von welcher s o l l sie beherrscht werden?"[91] Die Entscheidung dieser Doppelfrage ist nicht unsere Aufgabe. Wir führen ihre Tatsache als Richtungsbeleg für die Tendenz der Zeit an, der wir erstmalig in unseren Dramen — längst vor der akuten Konkretisierung der Frage — wissenschaftlich auf der Spur sind. Wir haben sehen können, daß Gemeinschaft einmal, Gesellschaft zum anderen vornehmlich durch das Prinzip des Schöpferischen bei den gegenüberstehenden Dichtern unterschieden sind. Hier war Gemeinschaft als der organische Schöpfungsvorgang mit der Anerkennung des Werts der Blutsgemeinschaft, überhöht durch eine neue Liebe, in die Betätigung umgesetzt durch ein neues Recht, wahrhaft als Gemeinschaft empfunden worden. Dort war die Organisation der Gesellschaft als der beste soziale Zweck, ausgestattet mit einem architektonischen Plan der Platzverteilung als Bindung an eine gemeinsame Aufgabe gesehen worden. Kaiser hat die überragende Figur eines gestalterischen Ideenträgers zum Schöpfer dieser Gesellschaft ausersehen. Unruh bereitet über die Wandlung vom alten zum neuen Blut die Gemeinschaft vor. Seine Schöpfung ist also geknüpft an die Prinzipien einer Blut spendenden Anfangskraft. Es ist nur ein Schritt der Folgerichtigkeit, daß aus solcher Sinngebung die Mutter in den Zentralpunkt seiner Idee vom neuen Menschen in neuer Gemeinschaft tritt. Jung spricht das so aus: „Die Psychologie des Schöpferischen ist eigentlich weibliche Psychologie —, was beweist, daß das schöpferische Werk aus unbewußten Tiefen emporwächst, recht eigentlich aus dem Reich der Mütter." Es trifft mit unseren früheren Beobachtungen zusammen, die darauf abzielten, in Kaisers Dichtung den konstruktiv ausgedachten, rational und hell sichtbaren Plan und in Unruhs Dichtung die dunkle, unbegrenzbare Vision zu erkennen, wenn Jung fortfährt: „Überwiegt das Schöpferische, so überwiegt das Unbewußte als Leben und Schicksal gestaltende Kraft gegenüber dem bewußten Willen."[92]

1. *Männlicher Gestaltungswille.*

Die Gleichsetzung von Schöpferischem und Weiblichem (also im letzten Grunde: Mütterlichem) stellt Kaisers Idee einer menschlichen Gesellschaftsorganisation unter einen neuen Aspekt. Kennt er die Mutter als schöpferisches Prinzip? Wenn ja, dann unterliegen unsere früheren Untersuchungen einer Kritik. Wenn nein, werden sie in neuer und außerordentlicher Hinsicht gestützt und bereichert.

Zwar stehen am Ende von „Gas I." die Worte:

„Milliardärssohn: Sage es mir: wo ist der Mensch? — Muß er nicht ankommen — morgen und morgen — und in stündlicher Frist?! — Bin ich nicht Zeuge für ihn — und für seine Herkunft und Ankunft — ist er mir nicht bekannt mit starkem Gesicht?! — Soll ich noch zweifeln?!!

Tochter: Ich will ihn gebären!"[93]

Der Weg des Milliardärssohns ist gescheitert: sein Plan zur Errichtung einer sozialen Gesellschaftsordnung am Widerstand der feindlichen Mächte in die Brüche gegangen. Er gibt seinen Plan nicht auf, weil er sein Schöpfer ist. Deshalb kann der Ausruf der Tochter nicht gleichbedeutend mit einer Abwendung vom männlichen Schöpfungsdrang zur weiblichen Schöpfungsaufgabe sein. Diese Wendung wird zudem durch „Gas II" unbestätigt gelassen. So ist dieser Tochterruf nicht Ausdruck einer seelischen Wandlung, kraft deren der an seiner Aufgabe gescheiterte Mann sie der werdenden Mutter als ihr eigentümlicher überläßt, sondern kann wohl hier nur als ein dialogischer Effektbau, allenfalls als eine dilatorische Behandlung des Stoffes gewertet werden.

In Kaisers Dramen spielt szenisch die Mutter gar keine Rolle, inhaltlich erscheint sie nur selten. Dann hauptsächlich in der indirekten Reflexion des Vaters, der wiederum gerade der überlegene Handlungspartner ist. Charakteristisch ist für die Gestalt des Milliardärs, daß er seine Eltern durch ein recht unnatürliches Geschick verloren hat. Er berichtet darüber und sagt am Ende: „Ich hörte irgendwo im Hause einen Schrei — ich lief nicht hin — ich wußte alles — ich war acht Jahre alt. In dieser Minute pflanzte sich mir das Entsetzen ein... Das Furchtbare, das aus dem Ausbleiben des Vaters mit der Löhnung und dem Schrei der Mutter zusammenfloß, das brachte mich zur Flucht. Es ließ mich keine Sekunde los — ich floh und floh — und fliehe, weil es heute noch irgendwo hinter mir steht."[94] Die Flucht ist ein charakteristisches Merkmal des Kaiserschen Menschen. Hier wird sie als der Ausfluß einer schrecklichen Kindheitserfahrung gedeutet. In Wirklichkeit ist sie die psychische Reaktion auf das Verlassensein von der Mutter. Hier liegt der Ursprung von Kaisers starrer Distanz zur Gemeinschaft. Seine Unfähigkeit, die organische Verflochtenheit von Mutter und Kind, geborener und gebärender Generation, zu erkennen, resultiert deutlich aus der von ihm konstruierten Isolierung der Mutter aus diesem Prozeß. Es wäre denkbar, daß die bewußte Abtrennung der Mutter aus dem Werdegang eines neuen Gemeinschaftsmenschen im Verlauf eines Dramas gerade zu ihrem Triumph hätte führen müssen. Kaiser hat dieser Idee nirgends Ausdruck verliehen. Auch in der zitierten Stelle liegt ja entscheidender Wert nicht auf dem Verlust der Mutter, sondern in der Gleichzeitigkeit der beiden furchtbaren Ereignisse.

Daß er in der Ausschaltung des Mütterlichen allein für die Entwicklung der Idee eines neuen Gemeinschaftsmenschen zu liegen hat, bezeugt uns auch Adler: „Die Mutter ist für das Kind das wichtigste Erlebnis des Mitmenschen, an ihr lernt es den verläßlichen Mitmenschen, das ‚Du' erkennen und empfinden."[95] Nirgends wird von Kaiser die für das Gemeinschaftsleben zweifellos tiefere Bedeutung der Mutter empfunden. Kalt wird im Gespräch mit dem Geistlichen registriert: „Man hat mir Vater und Mutter gemordet."[96] Es ist eben das Ereignis, das als schwarzer Tag im Kalender seiner Kindheit steht. Das Ereignis scheint zu elementar, als daß Kaiser seinen letzten seelischen Grund entlarven könnte. Deshalb dominiert in allem weiteren Geschehen der Vater: als autoritäres Prinzip. Auf die Frage des Herrn in Grau, ob es kein Ende seiner Flucht gäbe, antwortet der Milliardär: „In meinem Sohn. Ich habe auch eine Tochter, aber zum Sohn hat man tiefere Beziehung. Im Sohn findet man seine Fortsetzung — während er selbst ein Anfang ist. Das ist ein Gesetz, das im Blut liegt. Ich weiß mit stärkster Gewißheit, daß es besteht."[97] Die Fortsetzung der Existenz im Sohn, ein Kardinalproblem des Expressionismus überhaupt,[98] wird als ein Autoritätsanspruch aufgehöht. „Tiefere Beziehung zum Sohn" — das ist: Herrschaftsstellung des Männlichen mit Anspruch von Macht und Gehorsam. Macht und Gehorsam die Reaktionen von Lebensangst und Flucht. Die nach rückwärts verlorenen Beziehungen sollen nach vorwärts durch Überkompensierung ausgeglichen werden. Der nach rückwärts unterbundene organische Ursprung soll durch doppelte Befestigung des losgelösten, sich frei entwickelnden Daseins vergolten werden. Nicht der neue organische Anfang, sondern die gedoppelte „Bildung" wird erstrebt. Tatsächlich erfährt man auch weiter unten, daß der Sohn des Milliardärs keinen organischen Anfang in seinem Sohn meinen konnte. Er hat ihn „abseits geführt". Er „läßt ihn ein helles Leben leben".[99] Das ist ein „Artefakt", ein erkünsteltes Gebilde, das allein dem väterlichen Denkplan entsprossen ist. „Der innere Doppelgänger"[100] wird der Sohn genannt und diese Formung des Vater-Sohn-Prinzips sogar noch um ihren letzten gefühlsmäßigen Kern gebracht: „Vielleicht ist es meine Leidenschaft, mich auszutauschen."[101] Auf dieser Breite einer eigenen Unsicherheit, die sich festen Standort erst in der „Austauschung" geben will, ist die in ihrer selbstverantwortlichen Lebensfülle lebende Mutter nicht festzulegen. Dieser Mensch ist Vater im autonomsten Sinne; er will sich, allein sich: nur noch ausgefüllt in den Lücken, die ihm heute klaffen. Er flieht im Sohn zu sich, weil er sich selbst nicht ganz besitzt. Er will sein Ich, vervollkommnet und „glücklich" ausgestattet. Kann er im schärferen Gegensatz zur Mutter stehen? Der Sohn lebt auch aus diesem Gedanken. Nirgends mehr wird mit einem Wort, mit einer Erinnerung die Verbindung mit seiner Mutter ausgesprochen. Er lebt sich selbst. Er ist der Vater, wie er sein — möchte. Nur will er nicht

fliehen, sondern büßen für den emporgekommenen, ungerecht emporgekommenen Vater: „Die Buße wählt man sich selbst. Ich will sie mir so schwer machen, daß ich am letzten Tage vielleicht die Augen wieder aufschlagen kann."[102] Wie ein alttestamentarischer Schwur wird dieser Satz gesagt: es ist die selbstgewollte Sühne für die „Sünden der Väter". Die Sünde wird konkretisiert in der Antwort des Sohns auf die Frage: „Wen setzt Du Dir zum Richter? Sohn: Den letzten Deiner Arbeiter."[103] Schuld ist also die wirtschaftliche und soziale Organisation des Vaters, die nur gesühnt werden kann in der Aufrichtung einer neuen wirtschaftlichen und sozialen Organisation, in der der einfachste Arbeiter selbst wertvolles und anerkanntes Glied ist. Die Fragwürdigkeit dieser apodiktischen Setzung wird durch die Geschehnisse in „Gas I" selbst unter Beweis gestellt, wo zweifellos die hier angestrebte Wandlung vor sich gegangen ist, ohne daß ein soziales System mit gleichwertigen Gliedern erreicht worden ist. Damit erweist sich bei Kaiser die Auferlegung einer Selbstbuße als ein unzureichender Garant für eine wirkliche Neugeburt. Daß die junge Generation nirgends den warmen Blutstrom mütterlichen Erbes verspürt, muß als Ursache ihrer Niederlage erscheinen.

Es ist auffallend, daß die Mutter bei Kaiser nur in der Nebenhandlung über sich selbst aussagt und dort, freilich in einer gewissen konventionell biologischen Bedeutung, ohne jede Beziehung auf die Gesamthandlung verbleibt. Als am Schluß des ersten Aktes von „Gas I" ein wahnsinnig gewordener Arbeiter seine irre Schilderung von der Fabrikexplosion endet, bricht er mit dem Schrei: „Mutter!" zusammen. Daraus könnten sich motivische Folgerungen für den weiteren Verlauf ergeben. Aber nirgends kehrt Kaisers Held zu diesem symbolischen Schrei zurück. Er ist ihm der der Situation angemessene Ausdruck eines im Katastrophenerlebnis geistig verirrten Menschen gewesen — nicht das Thema für folgende Variationen. Auch später, als in der großen Fabrikversammlung die am Leben gebliebene Belegschaft zur Wiederaufrichtung des zerstörten Werkes versammelt ist, spricht nicht die Mutter allein für die männlichen Opfer, sondern erst das Mädchen für den Bruder, dann die Mutter für den Sohn, dann die Frau für den Gatten. Schon in der äußeren Anordnung der in dieser Versammlung redenden Frauen wird die Mutter nur ein-, nicht vorgeordnet. Dabei muß man sich stets vergegenwärtigen, daß Kaiser einer der stärksten Vertreter des Expressionismus ist, der in seinen Menschen nicht die Frau Soundso, sondern d a s Mädchen, d i e Mutter, d i e Frau für sich zeugen läßt. Also spricht hier — was auch ganz deutlich durch die familiäre Farblosigkeit der einzelnen Frauengestalten hervortritt — der Typ des Mädchens, der Mutter, der Frau: ihre Wesenhaftigkeit wird gerade betont. Aber das Gesetz der parataktischen Dreiheit dieses dramatischen Baus bevorrechtet das Wort Mutter nicht. Die Mutter-Rede[104] ist eine Anklage aus dem Geiste der Mutter — aber sie und alle diese Frauen, die hier reden, schicken ihre Brüder,

Söhne, Männer wieder in das Werk, wenn eine einzige technische Forderung erfüllt ist: Die Beseitigung des die zerstörende Formel verwaltenden Ingenieurs. Diese Mutter hat keine Sicht in ein neues, auf der Gemeinschaft des Blutbandes sich gründendes Gemeinschaftsverhältnis: der Kaisersche Held, der Milliardärssohn, ist ihr nur durch den Grad eines Organisationsplanes, durch eine höhere Denkintensität, überlegen. Im übrigen hat die Mutter nur jenes mütterlich nivellierte Gefühl, womit die folgende Generation schon seit „Ururväter belastet" wird. Ihr Widerstand gegen den Milliardärssohn für den eignen Sohn ist ein Widerstand des Denkens. Die brüderlich-schwesterliche Verbundenheit, die Verbundenheit der Gatten unterscheiden sich gradmäßig durchaus nicht von der Verbundenheit Mutter-Sohn. Es ist charakteristisch, daß für alle Verhältnisse das absolut gleiche Recht der Wiederherstellung gefordert ist. Auch diese in der Nebenhandlung versponnene Darstellung des Weiblichen und seiner Gradierung bezeugt also erneut, daß Kaiser der Idee des „Ewig-Weiblichen" (Goethe) keine herrschende Bedeutung zugeschrieben hat.

2. *Die Idee der Mutter.*

In Unruhs „Geschlecht", dem ersten Teil der Trilogie, ist die Mutter der Hauptträger der Handlung, um den herum sich die Generationen scheiden. Durch die äußerliche Vordergrundstellung wird ihre innere Wichtigkeit schon angedeutet. In ihr ist das Maßstab gebende Prinzip für Gegenwart und Zukunft gesetzt: an ihr wird die Fehlleistung der alten Generation ebenso sichtbar wie die Vortrefflichkeit der neuen.

Der jüngste Sohn, im „Platz" später Dietrich, als der Vertreter der kriegsnächsten Generation, ist erkoren, aus dem Geiste der Mutter neue Gemeinschaft aufzurichten. Alle seine Äußerungen und Handlungen sind getragen und motiviert durch eine innere Scheu und Ehrfurcht vor der Mutter, von der er aussagt, während er das Beil fallen läßt, das sich auf Kriegsbefehl gegen seine Brüder richten sollte:

> „Die gleiche Form, von mir so rein verehrt,
> schuf Euch wie mich — und das zerfleischt mein Herz." [105]

Und vorher ist die ganze Schwere seines Pflichtgebots gegen die eiserne Notwendigkeit der völkischen Kriegsgemeinschaft gestellt:

> „Ihr habt es leicht,
> Vergeltung rasch von meinem Arm zu fordern.
> Gemeinsinn wills und er beherrscht die Zeit." [106]

Er dient diesem „Gemeinsinn", dessen kategorisches Dasein hier anerkannt wird, nicht, tötet nicht seine Brüder, die sich gegen den „Gemeinsinn" vergangen haben. Damit entwurzelt er sich aus der — von ihm selbst auch noch — als gültig gesehenen Welt, die im

Krieg als Verbrechen gegen das Leben die Weigerung und den Ungehorsam sieht. Weigerung und Ungehorsam — es sind die Attribute, mit denen die Soldatenführer als die kompetenten Vertreter der Welt den feigen und ältesten Sohn belegen. Der „Machtgeist unsres mächtgen Volkes"[107] verlangt und befiehlt im Kriege den „Gemeinsinn". An den jüngsten Sohn wird die Aufforderung gerichtet:

„Entsühne schwere Schuld,
eh Gott auf uns die Wucht der Strafen schleudert." [108]

Das ist die väterliche Welt: mit Macht und Gehorsam, mit strenger Sühne und unerbittlicher Strafe. Eine alttestamentarische Welt wieder, die Gerechtigkeit nur in der Bestrafung kennt, die in dem menschlichen Sühneopfer sich reinwäscht für ein eigenes Leben. Also wird hier im ältesten und feigen Sohn das unbewußte, sittlich noch nicht motivierte Aufbegehren gegen eine Welt ankündigt, deren Werte der Vater richtet und bestimmt. Ihr Schöpfer ist der Lohn und Strafe verteilende Vater, dessen Gerechtigkeit in dem einzigen Maßstabe befangen ist, inwieweit der Mensch das kategorische Pflichtgefühl erfüllt oder verletzt. Nicht, daß es seine Brüder sind, hindert den jüngsten Sohn, die dem Vaterland — dem Land der „Väter" — gegenüber übernommene Verpflichtung zu erfüllen, sondern die in ihm wirksame Macht des Mütterlichen, die er „so rein verehrt". Also wird, ohne daß die herrschende Macht des absolut autoritären Vaterprinzips gegen das Mutterprinzip hier schon ausgespielt wird, das Thema dieses Kampfes angeschlagen. In der Mutter ist vorerst einmal der Widerstand gegen die unbedingte Gültigkeit des im Vaterland personifizierten väterlichen Machtgebots erfüllt. Wenn man dem entgegen die personelle und motivische Unwichtigkeit des Mütterlichen und die gestalterische Bedeutung des Väterlichen in Kaisers Dramen in Rechnung setzt, kann eingesehen werden, daß hier bei Unruh gerade diese bedeutsame kulturphilosophische Spannung zur Idee erhoben ist.

Als der jüngste Sohn am Friedhofstor seiner gefesselten Brüder verharrt, spricht er den Satz:

„Seht meine Mutter, ein verhülltes Bild!",[109]

ein Satz der tiefsten Erkenntnis vom Wesen des Mütterlichen. Es liegt tief verborgen und unsichtbar, sein Wesen ist so makellos und rein, daß es im Urgrund der Seele und des Gedankens aufbewahrt werden muß. Der Gedanke des Geheimnisses, des mystischen Vorgangs, wird in den Lebensimpuls der Mutter hineingetragen. Alles, was aus der Mutter kommt, entspringt aus einer tief geheiligten Abgrenzungszone — fern vom hellen Betrieb des rechnenden Verstandes. Die Schöpfung, die hier durchgehend mit mütterlichem Impuls verstanden wird, ist ein Mysterium, das „Mysterium von der Menschwerdung im Weibe", wie Stammler die Lösung des Konflikts im „Geschlecht" bezeichnet.[110] Es ist dasselbe, wenn Ernst

Bergmann in seinem interessanten Buche, das noch öfters wird herangezogen werden müssen, der Mutter die heilige Aufgabe, das „Weltwerdegeheimnis" zu hüten, zuspricht.[111] Im Zusammenhange mit der Ablehnung des aus einer väterlich regierten Welt resultierenden „Gemeinsinns" in Krieg und Widersinn ist die Kennzeichnung der Mutter als „ein verhülltes Bild" die Ankündigung eines noch nicht debattierbaren, nicht zerdenkbaren Urgrundes einer neuen Gemeinschaft, die in dieser geheimnisvollen Wirklichkeit der mütterlichen Schöpfungskraft im Keime eingeschlossen liegt, aber nicht durch einen mechanischen Denkplan aus einem organischen Wachstum verdrängt ist.

Die Soldaten haben den Friedhof verlassen, den jüngsten Sohn mitgenommen, um ihn in der Schlacht „zum würdigen Glied des großen Volks zu hämmern"; Mutter und Tochter sind zurückgelassen worden, das Gericht an den beiden verurteilten Söhnen selbst zu vollstrecken. Der Mutter Wort in dieser feierlichen Verlassenheit beginnt:

„Wir, die wir vieles wissen, müssen schweigen." [112]

Diese Tragik des Schweigen-Müssens ist zugleich die Größe ihres Wesens. Es ist die Befestigung des Mütterlichen im gestaltlosen Urgrund, dessen Kraft magische Gewalt hat. Aber es ist auch Resignation in die Welt, wo das Gebot und die starre Pflicht herrscht. Die Unterdrückung eines tieferen Bewußtseins von der Sinnhaftigkeit des Daseins wird von der Mutter als Schicksal empfunden. Denn ihr Wissen um die Dinge kann keinen Subjekts-Ort in der von dem Mann verwalteten Welt finden. Sie fühlt sich als das Objekt des männlichen Denkplans, dem sie durch ihre sexuologische Anlage verpflichtet ist. Bergmann sieht diese Tatsache als einen historischen Vorgang an: „Die Frau ist aus einem Subjekt der Kulturgebarung, welches zu sein es genau das gleiche Recht hat wie das männliche, zu einem Objekt derselben degradiert worden." [113] Diesen Zustand der „Objektivierung" der Frau und Mutter, den Kaiser einfach als gegeben und scheinbar naturnotwendig hinnimmt, erklärt neben Bergmann vor allem August Bebel als das Ergebnis einer Reihe von erbitterten Kämpfen um das Vaterrecht.[114] Schon dadurch, daß historisch erwiesen ist, wie am Anfang menschlicher Gesellschaftsaufrichtung lange Zeit die Mutter formender und gestaltender Träger war, daß es eine beglaubigte Zeit des Matriarchats gab, erhebt diese Idee über ihre sekundäre Bedeutung. Aber auch jenseits des historischen Rahmens sucht diese mütterliche Schweigsamkeit aus Wissen nicht vergeblich nach einer Beziehung: sie reicht bis zu Goethe. Die „Mütter", zu denen Faust hinabsteigen soll, sind unergründlich und in ihrem Inneren ungreifbar; sie sind wahrlich wissend und doch in ewiger Schweigsamkeit. Mephistopheles, der mit den jenseitigen Sphären in Konnex, aber mit den „Müttern" in Feindschaft steht, beschreibt ihren Weg so:

„Kein Weg! Ins Unbetretene
Nicht zu Betretende; ein Weg ins Unerbetene,
Nicht zu Erbittende. Bist Du bereit? —
Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben,
Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben."

Und Faust trifft ihre Bedeutung im Zentrum:

„Nur immer zu! Wir wollen es ergründen,
In deinem Nichts hoff ich das All zu finden." [115]

Was Goethe hier als das All vorahnt, ist das Mütterliche in seiner unsichtbaren Allmacht. Es wird im „Faust" noch weiter von seiner Personifikation abgezogen:

„In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt
Und doch gesellig! Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein." [116]

Nichts anderes ist letztlich bei Unruh angedeutet als die tiefe Beziehung des Mütterlichen zum Uranfang, ja selbst die mögliche Identifikation der Mutter mit dem Urbild, der Idee, die Goethe erkennt. „Des Lebens Bilder", die Ideen, sind ohne Leben: sie schweigen und sind doch das Leben selbst. Die Mutter ist die Idee des Lebens, und als solche m u ß sie schweigen. Aber weil der Expressionismus nicht die Abschilderung des Lebens, sondern gerade die Idee selbst sprechen und für sich zeugen läßt, weil er zum ersten Male dem in uns als Vor-Bild und Ab-Bild wirksamen Drange „Aus"-Druck verleiht, deshalb wird Unruhs Mutter in dem weiteren Handlungsverlauf aktiv handelnde Person werden. Hier ist der Schlüssel zur Erkenntnis der Unruhschen Muttergestalt: sie gehört zu den Goetheschen Müttern, zu den Ideen, zu denen „kein Weg führt". In einer Dichtung, die nichts als das seelische und geistige Leben vor sich ausbreiten will, mußte die Mutter handelnd werden. Wie weit verbreitet diese Auffassung war, dafür mag statt vieler anderer hier nur die Sehnsucht Franz Werfels genannt sein, der sich von Gott als Sinn der neuen Gemeinschaft erfleht:

„Gib, in Dein letztes Antlitz aufgelöst,
Daß alle wir einander Mütter werden." [117]

Daß die Mutter in dem brutalen Kriegsgeschehen nur namentlich, nicht in ihrem tiefen Sinn besteht, wird so bezeugt:

„Tochter: Ach, meine Mutter!
Mutter: Brüll den Namen nicht.
Ich höre einer Unke Quaken lieber
als die zwei Silben, die mich niederschlagen." [118]

Das Dasein der Mütter vor dem unmenschlichen Pflichtgebot des Krieges, ihre eigenen Söhne zu erschießen, wird als die völlige Vernichtung des mütterlichen Eigenlebens erkannt. So kann es kom-

men, daß die Übergipfelung des Machtgeistes auch die tolle blutschänderische Reaktion in dem ältesten Sohn und in der Tochter hervorruft. Gegen die Vorwürfe der Mutter findet die Tochter solchen Einwand:

„Dich hat der Liebesstrom der Kraft durchrauscht.
Wie leicht ists nun, gesättigt dazustehn
und, wo ein Quell aus dunklen Qualen bricht,
ihn mit dem Stein der Sitte zu verstopfen." [119]

Sitte — das ist das Machtinstrument der Mutter, mit der Leidenschaften und wilde Rasereien gekühlt werden. Sie muß von der jungen Generation im Augenblick höchst zugespitzter Ereignisse als ein gefährlicher Feind, als die Gehorsamsgewalt des Vaters abgewehrt werden. So werden die Angriffsfronten durch die heillose geschlechtliche Verwirrung verschoben und verwischt. In diesem Chaos entbrennt dann der offene Kampf gegen die Mutter, weil sie die erhitzten und ineinander geratenen Kämpfer zur Einsicht dämpfen will.

Die Mutter spürt ihre eigentliche Schuldlosigkeit, als dieser wilde Ansturm sich offen gegen sie wendet:

„Dein Gang, Gebärde, Stimme,
ach, alles, was der Mitwelt abgelauscht,
erschreckt und wagt sich dreist vor mich! vor mich!" [120]

Doch sie bleibt dort nicht stehen wie der Mann, der für Schuldlosigkeit die unerbittliche und strenge Gerechtigkeit anruft, sondern sucht in dem Blut ihre Kinder und damit in ihrer eigenen Schöpfung den Makel, der zur Rebellion gegen das eigene Blut geführt hat. Und der älteste Sohn stößt scharf gegen die Machtpfeiler der bestehenden Welt an:

„Ich ducke mich nicht länger unter Tempel,
die Vaterland um unsre Ohnmacht baut."[121]

Hier erkennt die Mutter, daß der Weg ihrer Kinder sich innerlich nicht gegen sie, sondern die Türme der alten Welt richtet, die mit dem Begriff „Vaterland" gekennzeichnet werden. Es spricht für die Hin- und Hergetriebenheit der Mutter zwischen Liebe und Haß zu ihren Kindern, wenn sie in aufkeimendem Verständnis die Schuld der andern auf sich nimmt und antwortet:

„Dir nachzufühlen, wechselt Schreck mit Hitze.
Mein Arm, der Dich verstoßen wollte, sinkt." [122]

Und weiter unten findet sie aus der Abscheu vor dem Frevel ihrer Kinder den neuen Weg in neue Liebe. Noch ist sie durchschauert von der überwältigenden Tat; noch glaubt sie, von den anderen Müttern nicht verstanden zu werden, weil der Eindruck des größten Lasters lebendig vor ihr steht. Aber ihr Bekenntnis zu den Kindern ist trotzdem stark:

„Es ängstigt, zwingt.
O alle Erdenmütter, flucht mir nicht:

Gewaltges Schicksal weiß nichts mehr von Haß,
In mir bricht jeder Widerstand zusammen . . .
Was ich jetzt tu, heißt an die Erde klopfen.
Hier sitz ich und beschwöre ohne Formeln
das Herz, das hinter aller Schöpfung schlägt.
Mein Auge sucht nicht Geister Abgestorbner,
und kein Orakelspruch befriedigt mich." [123]

Sie hat die seelische Größe, die ungeheure Tat ihrer Kinder auf sich zu nehmen:

„Mich trefft! Legt Ketten um den Leib der Mutter!" [124]

Immer wieder weiß sie, daß nur in den Müttern insgemein ein neuer Geist aufbrechen kann. Immer wieder ruft sie sie in die gleiche Front:

„Hervor aus Euren Kummerwinkeln, Mütter!
Wir schütteln diesen Weltvernichtungsgeist
dem schönen Leben aus gesträubten Locken!" [125]

Doch in diesem Willen, den Kindern im Aufbau einer neuen Welt zu helfen, wird sie noch nicht begriffen. Die Elemente, die in der Jugend die empörenswerten Taten hochreizten, haben noch nicht ausgetobt. Sie müssen sich erst bis zur tragischen Selbstaufopferung vorwärts treiben. Deshalb wird der erste Ruf der Mutter überhört. Wilder als zuvor hetzt in erotischer Gier die Tochter auf ihren Bruder; unflätiger und ausschweifender werden ihre Worte gegen die Mutter. In dem erneuten Sturm gegen sie, noch gräßlich vorbereitet durch einen tollen sexuellen Rausch, fühlt die Mutter in diesem Angriff, der auf die Entlarvung aller Weltgeheimnisse abzielt:

„Ich muß dorthin, wo wirklich Wahrheit herrscht
und Lug nicht mehr wie eine Regenschnecke
das Reinste meiner Triebe überschleimt,[126]

auch die Antastung des Unberührbaren, des Schöpfungsgeheimnisses. Die Wahrheitssuche des Sohnes ist nicht geläutert durch eine sittliche Tat und ein sittliches Leben, sondern ist der hyperfaustische Titanendrang, der sich selbst in die Heiligtümer letzter Verborgenheiten mit kühner Stirn hineindrängen will:

„Erahnend, nicht begreifend, was Du willst —,
fühl ich in dem, der Knospen Schalen gab
und Weltenkeime im Gesetz vollendet,
daß es verderblich ist, das zu versuchen,
was höchste Weisheit unserm Blick verhüllt.
Was wir von ihrem Licht erfassen können,
ist nicht viel mehr als Blitzgeleucht bei Nacht!" [127]

Und diesem ihrem eigenen Daseinssinn gibt sie durch eine Schilderung des menschlichen Wachstums vom Werden in die Reife die letzte Krönung:

„Erzwungne Taten, noch so laut getan,
verdorren wie der Zweig, von dem Du sprachst." [128]

Das ist die Antwort auf den kühnen Willen des Ältesten Sohnes, der dem „Winterzweig aus grünem Mark die Blätterflut erzwingen will".[129] Es ist zugleich die Antwort auf Kaiser, dessen Held im Plan, in der Bezwingung der Natur, das Neue schaffen will. Nirgends ist wie hier das Werden der neuen Gemeinschaft, das in die Hände des Mütterlichen gelegt ist, symbolisiert:

„Wir Mütter kennen diese harten Stunden;
wenn wir schon leise Wechselrede halten
mit dem, was stetig, schweigsam in uns wächst,
ersehnen wir die Wartezeit zu kürzen.
Wir schauen nach der Sonne, nach den Bäumen,
doch unerbittlich bleibt vor jedem Wunsch
die Wirklichkeit und zwingt zum Weiterschreiten;
bis uns ein holdes Schwellen unsrer Glieder
zum Himmel hebend, ganz mit dem erfüllt,
was ewig durch die Brust der Schöpfung strömt:
Wir lernen Wonnen der Geduld verstehen.
Sie wirken seltsam rein, und wie wir reifen,
wächst unser Kind zu der Geburt heran."[130]

Tiefer konnte der Sinn einer organischen Entwicklung für das wesensvolle Werden der Gemeinschaft kaum erkannt werden als in dieser symbolischen Verbildlichung, in deren Mittelpunkt unwegdenkbar das Mütterliche als Leben gebendes und Leben opferndes Prinzip steht. Noch einmal ist seine selbst im lästerlichsten Frevel erfühlbare Sieghaftigkeit ausgedrückt:

„Da ihr noch blind für dieses keusche Wunder,
daß alle Schöpfung herrlich weiterführt, —
geb ich mich ihm nur grenzenloser hin..."[131]

Diese tiefe Stetigkeit des mütterlichen Geistes bricht selbst für Momente aus den wüsten Reden des Ältesten Sohnes hervor:

„Wär nicht dies Auge, das mir eingeprägt,
so oft ich von ihm schied und in der Fremde
nichts Eignes hatte als dies Angedenken,
vor dem ich still in Heimweh ganz zerfloß."[132]

Geheimnisvoll strahlt die im Mutterauge leuchtende Seelenkraft gerade in den öden Stunden einer fremden und feindlichen Umgebung: der Kraftrausch des Sohns wird im Anschauen des Mutterauges in eine sensible Verhaltenheit abgeleitet, die sogar das sentimentale Wort „Heimweh" als Ausdruck der Beziehung zur Mutter prägt: Heimweh als die Sehnsucht nach der Wiederkehr in den Anfang, aus dem man kommt.

Aber der Widerwillen der Jungen gegen ihr eigenes sinnentleertes Dasein hat immer wieder die Mutter zum Ziel, wenn sie sich aus den Augenblicken versonnener Heimkehr wieder in den Wirbel ihres Blutes reißen lassen, so daß die Tochter die kühne Frage aufwerfen kann: „Warum gabst Du uns Leben?"[133] Als ihnen die Mutter die Fülle der besonnten Jugendschönheit vor Augen

hält, wird ihr geantwortet: „Viel lieber tot sein!“[134] Da loht aus ihr die Verzweiflung, die sie bis jetzt hinangehalten hat:

„Ich bin es müde, angeklagt zu stehen!
Was wißt ihr von der Mutter! daß sie schwach
und Eure Torheit schützen wollte! Seht,
nun ragt der Mütter Schatten, den ich rief,
und spricht ein ernstes, hartes Wort mit mir:
Sagt, hält der Fels die Quelle vor dem Sturz?
Der Zweig die Blüte, eh sie fällt?
Er läßts geschehn. So fallt auch Ihr!“[135]

Sie hat den Bund mit den Müttern von gestern und den Naturgewalten geschlossen. Sie will den Frevel sühnen, indem sie ihre Kinder und sich aufgibt. Der Älteste Sohn, um eine neue Mutterschaft als Ursprung einer neuen Welt wissend, hat sein Leben durch ungeheuerliche Taten entweiht, weiß also nicht, daß die neue Mutterschaft in alter Gestalt erwachsen wird. Er stürzt sich in den Friedhof:

„Schau her, wie frei ich stehe! Frei von Dir,
indessen fernster Sonnen milchger Schimmer
sich schon wie neuer Busen zu mir wölbt,
an dem ich bessre Nahrung finden werde,
als mir die Mutter gab, um Knecht zu sein!“[136]

Des Sohnes Freitod ist der Beginn der neuen Welt. Nun sieht die Mutter frei ins große Neuland:

„In jungen Morgen dampfend
steht hell, wohin ich seh, in weiter Welt
des Wachstums mächtger Bau um uns und wächst.“[137]

Als die Soldaten wieder mit dem Jüngsten Sohn nach dem Friedhof zurückkehren, um von der Mutter die Pflichterfüllung zu fordern, tritt ihnen eine neue Mutter entgegen: die durch den Tod ihres Grenze und Maß überrennenden Sohnes geläuterte, in ihrem Blut neu erstandene Mutter. Bei der Weigerung, die Leiche des Sohns herzugeben, entfesselt sich der Kampf der Mutter gegen den Soldatenführer, der ein Kampf des Mütterlichen gegen das Gewaltprinzip des Männlichen ist:

„Eh Du das Volk mit Deinem Stabe zwingst,
Unmenschliches zu tun, reiß ich ihn fort!“[138]

Der Stab wird als Symbol der Machthaltung über die Erde aufgefaßt. Wenn sie ihn den Soldaten entreißt, dann hat sie ihn der Mutter als der Führerin des Weltgeschehens erobert. Sie ist ergriffen von dem ungeheuren Kraftgefühl seines Besitzes:

„Ganz von ihm erfüllt
rauscht Schöpfung bodenauf in diese Schale,
die viel zu schwach, dem Feuer standzuhalten,
die Finger öffnet, daß der Segen fließt!“[139]

Der Widersinn der bis zum letzten Gipfel getriebenen männlichen

Gewaltherrschaft und ihre Auflösung in eine Herrschaft allseitiger Gemeinschaft, die mit der Übernahme des Herrschaftssymbols gekommen scheint, wird so gedeutet:

„Mutter: Was Ihr getürmt, gelenkt im Hin und Her,
schuf salzge Augen!
Soldatenführer: Doch der Ordnung Thron!
Mutter: Im Leichenhaus! Es rundet sich die Welt
aus tiefster Freude nur ins Gleichgewicht!“[140]

Der Jüngste Sohn, die jüngste Generation also, ist bestimmt, diese Geburt der Welt aus einer Idee des Mütterlichen heraus in die Tat umzusetzen. Er wird der Verkünder:

„Mutter: Es naht der Tag, voll Lachen steigt er auf,
da wir von der Erinnrung harter Last ...
befreit sind, und wie Adler hoch im Flug
der Qualgebirge Gipfel selig streifen!
J. Sohn: Aus Deiner Seele ward der Tag geboren! Er lebt!“[141]

Doch die Mutter soll in dem neuen Kosmos, den es aufzurichten gilt, nicht alle männlichen Funktionen des Herrschens übernehmen, sie hat nur die Aufgabe, kommenden Generationen den inneren Antrieb zu ihren Taten zu geben:

„O Mutterleib, o Leib, so wild verflucht,
und aller Greuel tiefster Anlaß erst,
Du sollst das Herz im Bau des Weltalls werden
und ein Geschlecht aus Deiner Wonne bilden,
das herrlicher als Ihr den Stab gebraucht!“[142]

Der Stab wird also nicht in weiblicher Hand autonom bleiben, er wird dem Mann der jungen Generation übergeben werden, aber mit dem Geiste der Mutter berührt sein. Wie nahe ist uns hier wieder Goethes Gedanke:

„Wie gärend stieg aus der Erschlagnen Blut
der Mutter Geist ...“[143]

Es könnte für dieselbe Situation gesagt sein, so motivisch synonym spricht es uns an. Nicht also wird der überintensivierten Gewaltaufhöhung des Väterlichen die alleingültige Machtsphäre des Mütterlichen entgegengesetzt, sondern deutlich nur die Primärgültigkeit des Weiblichen als schöpferischer Impuls ausgesprochen. Hier ist schon erkenntlich, was Bergmann als einen „deutlichen Dimorphismus der Erkenntnisorgane“ bezeichnet,[144] der zu einer scharfen „Rollenverteilung der Geschlechter innerhalb der Gesellschaftsordnung“ führen müsse: „Wiederaufstieg ist nur dort möglich, wo sich 100%ige Geschlechtswesen die Krone des Lebens herüber- und hinüberreichen.“ Das Geschlecht also, das „herrlicher als Ihr den Stab gebraucht“, wird ein männliches sein, aber eins, dem der Geist der Mutter als Richtung gebender Maßstab zum Kommen einer neuen Gemeinschaft behilflich ist. Der Mann, der nach Bergmann „nicht Keimzelle sozialer Lebensgemeinschaft“ sein kann,[145] hat die

Aufgabe der „Erkenntnis" in diesem Leben, die Frau dagegen: die in ihr keimenden Gaben zu einem Gemeinschaftswesen fort und fort zu entwickeln. Damit ist sie „Herz im Bau des Weltalls" geworden. Am Ende von Unruhs „Geschlecht" übernimmt der Jüngste Sohn den Weg ins neue All:

„O Mutterhauch,
von Dir geschmolzen rolle die Lawine
auf die Kasernen der Gewalt hinab,
und was sich je zu frech ins Blau gebaut,
fall hin!
Steht Ihr entsetzt? Kommt, stürmend Licht
reißt uns mit fort, zu Dir, zu Dir, o Mutter!" [146]

Damit ist der Weltänderung der neue und ursprüngliche Anfang gegeben. Gegen den Vertreter der alten Macht, der den Anlauf gegen sie als Verbrechen brandmarkt:

„Frau, unsre Macht, die auf der Sitte Grund
sich durch Geschlechter hart entwickelt hat,
schreist Du nicht um! Sie lebt aus altem Recht!"

hat die Mutter die wahrhaft entwaffnende Replik:

„Es wandelt sich auch Recht!" [147]

Die Unverbrüchlichkeit von Gesetzen, die als Ausdruck absoluter Gerechtigkeit gelten, wird hier angezweifelt, wo es um die Frage der weiblichen oder männlichen Quelle der Gerechtigkeit geht. Wieder ist es Bergmann, der das Matriarchat, also die in dem Mutterrecht wurzelnde Gesellschaftsordnung, als „die Urform menschlicher Gesellschaft" erkennt;[148] wieder kann auf Bebel verwiesen werden (vgl. Anm. 114), der die Tilgung des mutterrechtlichen durch einen vaterrechtlichen Gedanken besonders eindringlich bespricht. Es handelt sich bei Unruh hier um die Verkündung dieses Urrechtes, das wieder Recht werden soll, in einer Gemeinschaft, deren Komponenten: Liebe, Blutsverbundenheit und mütterliches Schöpfungsprinzip sind.

In „Platz" präludiert die Tochter die Aufgabe des Jüngsten Sohns, der nunmehr Dietrich heißt:

„Horch, unser jüngster Bruder, der Betörte,
unwissend, horch, und an den Schein der Dinge,
das eitle Narrenseil gebunden, schwor,
ein Recht zu wandeln, das unwandelbar,
solang wir unsrer Triebe Spielball sind." [149]

Das ganze Drama über wird in Dietrich der Widerstand der Welt und ihre Verlockung gegen den Wandel im „Recht" paraphrasiert. Angedeutet, wie der bestimmte Anstoß aus dem Geiste des Mütterlichen erfolgen soll, wird die neue Welt durch die Tochter:

„Sie soll lebendig werden
von Weib zu Mann, von Mann zu Weib." [150]

Im Anschauen und Begreifen des sich ihm erotisch nahenden Weibes wird die Mission, die von der Mutter aufgetragen ist, verkleinert. Von dem feigen Sohn zur Rede gestellt, warum er säume, radikal mit den Platzgötzen, den Götzen der alten Welt, aufzuräumen, stellt er ihm eine Vision vor, an deren Ende es heißt:

„Seltsam, ich log. — Nicht meine Mutter sah ich.
Entzückend Wesen Dich, noch namenlos.
Als unsre Augen ineinander stürzten,
versank der Platz. Gefühl war Wirklichkeit ...
Vor dir fällt meines eignen Schwures Last,
wie ein „Du sollst" des Gestern, auf mein Herz!
Ich aber will! Kann das Verrat sein, Mutter?
„Du sollst" ist Zwang, schafft Zwang mir je Erlösung?
Ist er nicht aller Qualen Wurzelstock?
„Ich will" ist ruhiges Atmen, ist Natur!" [151]

In der Abwandlung des „Du sollst" in das „Ich will" wird keine Emanzipation aus sittlichen Normen vorgenommen, sondern die Freiheit, der Wille in die Pflicht einbegriffen. Eine Wandlung des Pflichtbegriffs ist vor sich gegangen, die der Gesetzmäßigkeit einer autonomen Autorität die Gebundenheit an die eigene Freiheit entgegensetzt. Deshalb kann diese Wegwandlung nicht als eine Abkehr von der Mutter gewertet werden: es ist, wie wir noch später zu beweisen haben werden, ihre Überführung in den Willen ihres Trägers. Besonders charakteristisch wird Dietrich in „Platz" als Exponent der anderen, ersterbenden Macht der Oberherr und der Greis gegenübergestellt. Der Greis kann nicht mehr den Sinn neu sich gebärender Gemeinschaft verstehen:

„Schmach und Schande!
Des Aufruhrs Mutter, ein rebellisch Weib,
krankblütger Menschenliebe voll, schmolz ihm
sein stahlgepanzert Herz ..." [152]

Die Mutter wird als das minderwertige Organ menschlicher Verweichlichung gesehen. Der Platz, der „Zuchthaushof der Seele",[153] ist das Sinnbild aller versteinerten Gewalt, hinter der sich Lüge und Betrug verbirgt. Die Wahrheit wird allein mit der Mutter gefunden:

„O Wahrheit, Wahrheit, Seele der Natur!
Erst in der Mutter heller Liebesflamme,
da fühl' ich deine Ewigkeit in mir
und auf der Menschheit Antlitz deinen Stern!" [154]

In allen seinen Auseinandersetzungen mit den Vertretern der vergehenden Machtpositionen beruft sich Dietrich immer wieder auf die in ihm wirksame Kraft des Mütterlichen, um derentwillen sich überhaupt eine Neuschöpfung der Welt lohnt.[155]

Irene, mit der Dietrich die neue Vereinigung eingeht, muß auf dem Wege zu diesem Ziel noch mannigfache Enttäuschungen erleben und viele läuternde Wandlungen hinter sich bringen. An-

fangs ahnt sie kaum, warum Dietrich noch nicht in ihrer seelischen und körperlichen Nähe bleiben kann:

„Warum sprang er aus meinem Arm entsetzt?
Von bleichen Lippen hört ich „Mutter" flüstern?
Wer ist die Mutter, die mein Glück bestiehlt?" [156]

Dietrich hat in seiner grenzenlosen Hinneigung zu ihr eine erotische Sündhaftigkeit und eine Verflachung seiner Sendung schauerlich gefühlt. Deshalb wendet er sich von ihr in falscher Angst. Aber Irene ist schon tiefer in das seelische Geheimnis ihrer beider Verbundenheit eingedrungen. Dem ganzen Kampf der Elemente setzt sie die klaren Fronten:

„Mich würgen? Rasche Tat,
weil Herzen endlich aufstehn, Euren Geist
von seinem Thron zu donnern." [157]

Herz und Geist — eine dichterische Konfrontation von Muttertum und Vatertum, Weiblichkeit und Männlichkeit. Durch die hartnäckige Gegenwehr Irenes, die den drohenden Abbruch des Dietrichschen Kampfes immer wieder durch ihre Festigkeit und allmähliche Wissenheit hindert, erkennt Dietrich den letzten Trotz in ihm gegen Irene als den Trotz des Mannesstolzes, der die Mutter zwar siegen lassen, sich selbst aber nicht aus angemaßter Machtfülle überwinden will:

„Ja, ich hatte Dich geschlachtet!
Wehe! Weh! Es muß heraus!
Ichumnebelt! Ichumnachtet!
in dem Männer-Geisterhaus!" [158]

Und die drängende Fülle der jetzt vor sich gehenden reinen Liebesverkündigung wird erst geläuterte Erfüllung werden, wenn der Mutter Segen diesen Bund anerkennt und krönt:

„Daß wir in der Jungfrau Stern
unsern wahren Weltenherrn:
Liebeseinheit, dich erkennen,
dazu, Mutter, sage: Amen!" [159]

Hier ist aller Zweifel, aller Frevel ausgeglichen; alle erotische und sexuelle Fieberglut zum reinen Eros geläutert, der das mütterliche Amen in geheiligter Friedfertigkeit auf sich herabfleht. Mit dem Amen des Segens ausgestattet, wird kein Schritt auf dem neuen Wege eine Versuchung und Verlockung sein. Irene ist nun nicht mehr das sündhaft erglühte Weib, sondern die wahre leibliche Wiederkehr der Mutter, die ihrem die Gesamtheit der Welt durchwirkenden Geiste wieder Gestalt gegeben hat:

„Seh in deinen trunknen Blicken
meiner Mutter ernstes Bild,
seh sie lächeln, Amen nicken,
ihr einst wildes Auge klar . . .!" [160]

Irene selbst hat nun den ethischen Gedanken der Wandlung in den Geist der Mutter voll aufgenommen:

„Wills verdienen, wills erwerben,
mich aus Muttergnaden wandeln.
Ihrer Erde Feuer erben —,
ihre Worte handeln, handeln,
bis sich, ganz von deinem Arm umschlungen,
letzte Menschen in ihr Herz gerungen . . .!“ [161]

Von leiblich-sinnlichem Aneinanderdrang bleibt nichts mehr. Der neue Eros ist wirklich ein in der Tiefe des mütterlichen Schöpfungsatems erwachsenes neues Ethos. Wenn Walzel im Hinblick auf das Ergebnis der Unruhschen Trilogie meint, daß hier die Erlösung der Menschheit erreicht sei durch „eine sittliche Hebung der Beziehung von Mann und Weib“,[162] dann sieht er wirklich das Resultat, aber nur das Resultat. Denn daß es nur erzielt werden konnte durch eine Umstellung des väterlichen auf das mütterliche Schaffensprinzip ist von weittragendster und im Geistesgeschichtlichen einzigartiger Bedeutung.

3. *Die Bedeutung der Erde.*

Schon durch die historische Beziehung ist das Mütterliche und der sich um diese Idee rankende Fragenkreis mit dem Problem des Erdhaften, der Erde schlechthin, stark verknüpft. Bergmann weist darauf hin, daß die Mutter selbst in prähistorischer und frühhistorischer Zeit das tellurische Prinzip gewesen sei.[163] Namen für Gottheiten wie Artemis, Demeter, Kybele, Magna Mater usw., die Mütterliches und Erdhaftes durch die gemeinsame Komponente der Fruchtbarkeit in eins fallen ließen, bezeugen die geschichtliche Verquickung von allem Wurzelhaften und Erdgebundenen mit dem Mütterlichen. Weil sehr oft in unsere Betrachtungen der Gedanke der Erdverwurzelung schon hineingespielt hat, er selbst ja auch nur ein Teil des hier ergiebig abgehandelten Hauptproblems vom Wesen des Mütterlichen ist, können wir uns mit wenigen Hinweisen begnügen, ohne die Darstellung zu benachteiligen.

a) Sinnentleerung der Erde.

Daß über der Rückkehr zur Anbetung der Erde als nährender und Wachstum spendender Idee allgemein heute eine Hinwendung zum Mütterlichen, zur in der Erde symbolisierten „liebenden Allmutter“, erfolgt, beweist aufs deutlichste die Arbeiterdichtung.[164] Soviel man hier von einer neuen Hinneigung zur ungeformten Primitivität verspürt, so wenig fruchtbar wird Kaisers Dichtung für unsere Untersuchung sein. Wohl — er weist seinen der Mechanik und seelenarmen Zivilisation verschriebenen Arbeitern einen Weg aus der Fabrik, von den Maschinen hinweg in einen Ort menschlicher Naturverbundenheit. Er will „auf grünem Grund Siedler“,[165] aber diesen Siedlern winken keine aus der Erde selbst erwachsenen Kräfte, sondern Pläne, immer wieder Pläne: diesmal Pläne für

Siedlungen. Der Ansatz ist wieder da: die Gewähr für den neuen Menschen wird in der Wiederverwurzelung mit dem Boden, mit der Erde gegeben. Doch der Erde selbst wird ihre Eigenmächtigkeit wieder genommen, ihren ersten jungen Keimen werden sofort die besten Säfte entzogen. Mit einem Siedlungsschema exakt mathematischer Art wird ihre Grundwichtigkeit zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Dieser Boden verkümmert durch den Menschen, der seinen Denkplan, nicht den organischen Wachstumsvorgang zu Ende denkt. Es ist die Größe und Tragik dieser Manifestation des männlich allmächtigen Willens, daß ihm im tiefsten Grunde ein Bewußtsein von den Anfängen und Wurzeln unseres menschlichen Schicksals mitgegeben ist; aber niemals reicht es aus, den eigenen Weg in die Obhut dieses organischen Werdegangs zu übermitteln:

„Die Trümmer liegen — und über Trümmer neuer Boden —
Schicht auf Schicht — Wachstum der Erde in neue Rinde —
ewiges Gesetz in Werdung." [166]

Über den Trümmern einer durch Explosion zerstörten Welt, auf dem gleichen Terrain, soll der Aufbau des in Siedlungen zusammengeführten Volkes erfolgen. Mit keinem Wort wird der Erde selbst als dem Frucht bringenden Organismus gehuldigt; nur eine neue Auswertung ihrer Möglichkeiten erscheint als Ausweg. Daß der Milliardärssohn den Ingenieur als den Repräsentanten einer zertrümmerten maschinisierten Welt zum Helfer für das Aufbauwerk dieser Erde wirbt, ist ursprünglich als eine neue Sinngebung des Berufs gedacht. Aber gerade die Umdenkung des Ingenieurs in den Planer und Konstrukteur der neuen Gesellschaft besiegelt im tiefsten Sinninhalt die offenbare Ohnmacht des Dichters. Denn mit der Einsetzung des Ingenieurs in ein Konstruktionsbüro für Besiedlung ist bereits die Erde und ihre ausstrahlende Wirklichkeit vergewaltigt und negiert. Dabei ist sie durchaus in ihrer sinnhaften Bedeutung für den Untergrund wirklicher Gemeinschaft erfaßt. Aber die geheimen Säfte, die fruchttragend aus ihr dringen, überdacht und überspannt er sofort durch die haargenau angelegte Zeichnung für ihre Ausgestaltung:

„Grüne Linien — Straßen mit Bäumen gesäumt. Rote, gelbe, blaue Ringe — Plätze bewuchert mit Pflanzen, die blühen aus Grasfläche. Vierecke — hineingestellt Häuser mit kleinem Gebiet von Eigentum, das beherbergt! — Mächtige Straßen hinaus — erobernd eindringend in andere Striche — betreten von Pilgern, von uns . . ." [167]

Eine längst aufgerichtete Welt, die ihr eigenes Blut nicht mehr voll verströmen kann. Die aus Trümmern gewordene Erde ist bei Kaiser als absoluter Wert ohne Sinn: von hier aus geht ihm wohl alles, was Leben und Schreiten und Vorwärtskommen ist; aber dem denkenden Menschen ist sie nur nahe, wenn er eine Beziehung des Lebens und der Arbeit zu ihr gewinnt. Dieser Relativismus ist ein starker Ausdruck für die Bestätigung der männlichen Ge-

staltungskraft. Es scheint, als habe das Ursprüngliche nur in gewissen Zeiten und dann auch nur für den Augenblick den Wert der Besinnung auf das rational vorgedachte Arbeitswerk des Menschen. Seine stete Immanenz im menschlichen Tun wird verworfen. Der Kaisersche Mensch lebt nicht in Verbundenheit mit den Anfängen — es ist nur eine Erinnerung an sie da, die er rasch durch ein Bündel wohlgeordneter Einrichtungspläne tilgt. Die vage und gefährliche Situation seiner Haltung hat Kaiser selbst einmal ausgesprochen: „Alles ist Durchgang: sich in Durchgängen aufhalten — wohl dem, der diese abgehärtete Nase hat!“ [168] Eine deutliche Lösung des Menschen aus den Sinnzusammenhängen ist die letzte Ursache aller Divergenz zwischen genialem Gemeinschaftsdenkwerk und seiner sterilen Wirkungslosigkeit.

Der Ingenieur, personifizierter Ausdruck der technisch-zivilisatorischen Welt, begeistert das wankende Volk für die alten Mächte, indem er ihm gerade die Überwindung des erdhaften, wurzelgemäßen, tief mütterlichen Denkens als die wesentliche Errungenschaft der Schornsteine, Dynamomaschinen, elektrische Wagen bauenden Epoche preist:

„Tauscht ihr die Macht um den Halm, der sprießt, wie er sprießt? – Herrscher seid ihr hier – da seid ihr — —: Bauern!!“ [169]

Mit dem Kitzel des Herrscher-Seins will er den irre gewordenen Menschenstrom an die Leben fressende Maschine zurückbannen. Das geheimnisvolle „Sprießen“ wird als eine längst überwundene Schwäche des Menschen ins Machtlose verkleinert: die Natur ist durch die Korrektur des menschlichen Hirns ihrer Schöpferkraft enthoben. Diesem Argument gegenüber stellt sich der Milliardärssohn auf einen verlorenen Posten: er anerkennt die Welt der im menschlichen Denken vollendeten Technik, beruft sich auf keine Beziehung des Menschen zum chthonischen Prinzip, weist darauf hin, daß das Bauer-Sein [170] eine nicht denkbare Rückkehr der ganzen menschlichen Entwicklung wäre. Der Ausweg ist ihm die Konstruktion der „dritten“ menschlichen Stufe. Bei der szenischen und inhaltlichen Bedeutungslosigkeit der Mutter in Kaisers Dramen ist es begreiflich, daß auch niemals an den wenigen Stellen, in denen die Beziehung zur Erde eine Rolle spielt, sie ausdrücklich in Verbindung mit der Idee des Mütterlichen gebracht wird. Vielmehr ist Kaisers Bau der Gesellschaft in allen seinen Zügen bestrebt, die leiseste Rückverbindung nach den Kräften der Erde durch ein Stein in Stein greifendes System einer neuen Gesellschaftsstufe restlos zu löschen.

b) Sinnerfüllung der Erde.

Dagegen unternimmt Unruh keinen Schritt aus den Fesseln der alten Zwangsläufigkeiten, ohne sich der Daseinswirklichkeit der Erde zu versichern. Wir konnten darauf hinweisen, daß selbst der Älteste Sohn, der alle gewesenen Brücken zu seiner Mutter durch

eine schrankenlose Hybris abbrechen will, im Grunde nur nach einem „neuen Busen“ [171] sich sehnt. Daß er dazu die Erde in seinen verborgenen Kräften braucht, zeigt er hier:

„Es kam der Krieg, die Zeit verlor den Puder
in Strömen Bluts, die so ins Erdreich flossen,
daß sich die Schollen wieder feucht wie Ton
in meiner Hand zu neuen Werken ballten.“ [172]

Blut ist der Saft, der die durch Krieg und Tod entweihte Erde wieder befruchtet: es ist im Grunde das Blut der Mutter, das sich wandelt, indem sie sich und ihren sündigen Sohn selbst opfert. Die Mutter hat ja diese Sehnsucht der Blutserneuerung nicht bezeichnender als hier mit der ewigen und starken Blutserneuerung in Verbindung bringen können, die die Erde ihren Keimen zu Wachstum und Reife gibt:

„O Land, vom Wachstum ewiger Kraft bewegt,
du gibst den Schwangern ihre Monde,
bis sie sich beugen, Neues zu gebären.
Du gönnst dem Winteracker deine Stunden,
daß er im Samendrang des März nicht bricht:
Verhilf auch mir zu neuem Blut und Fühlen!“ [173]

Die Verflochtenheit von Erde und Mutter ist tatsächlich so hervorstechend, daß ihre gleichen Funktionen durchgängig gesehen und gefordert sind. Die Mutter ist in diesem Gleichnis von der Erde wirklich als ihr Prinzip, als die Führerin und Wahrerin des gesamten Lebensprozesses symbolisiert. Die Abhängigkeit, die in dem Anruf ersichtlich wird, ist die Abhängigkeit der leiblichen, in Gewissensnot bedrängten Mutter von der „liebenden Allmutter“. An anderer Stelle wird sie angerufen:

„Geliebte Erde, heilger Keime Schoß,“ [174]

also ganz deutlich auf ihre mit der Mütterlichkeit gegebenen verehrungswürdigen Geheimnisse hingedeutet.

„Was ich jetzt tu, heißt an die Erde klopfen.“ [175]

Das Vorhaben der Mutter, die frevlerischen Kinder in ihren Arm zurückzuführen, ist so gewaltig, daß dazu die unenträtselbare Macht des Erdhaften angerufen wird: als die letzte tiefste Instanz, in der alles Begreifen ruht, das Menschen nicht mehr zu fassen vermögen. Sie fühlt sich diesen Tiefen, die immer wieder an die Goetheschen Mütter erinnern, allein verwandt; in ihr werden alle letzten Rätsel entwirrt, vor ihrem und der Erde Gerichtsforum bekommt das, was unter den Menschen als Blasphemie erscheint, seinen erhabenen Sinn. Die Hinwendung zur Erde wird besonders symbolisch, als die Mutter sich grenzenlos von dem Geschlecht, das sie geboren, verlassen sieht:

„Fruchtreiche Schollen, seht, ich komm zu Euch,
die Ihr für kleinste Tropfen Schalen habt,

wo sie ganz still und leuchtend liegen dürfen,
bis ihre Zeit erfüllt —." [176]

Das ist das profunde Wissen um die Erfüllung des Menschlichen, die im tellurischen Weltorganismus beschlossen liegt.

Deutlicher noch wird der Vorgang der Einswerdung von Mutter und Erde dadurch charakterisiert, daß die Mutter der letzten Verzweiflung damit entgehen will, daß sie sich faktisch mit ihren Händen in die Erde gräbt:

„Du dämmst mein Blut nicht mehr! Vom Rausch der Tiefen
unbändig angezogen und erfüllt,
fließt es mit meinen Tränen in den Grund." [177]

Denn hier ist ihr die geradezu metaphysische Kraft der erdhaften Verwurzelung nicht ein außer ihr stehender Wunsch, sie selbst ist bereits vom „Rausch der Tiefen" innerlich angefaßt. Und als die Soldaten Besitz ergreifen wollen von der Leiche ihres Sohnes, ist die Einheit ganz in ihr vollzogen:

„Die Erde holt, was sie erschaffen hat,
zurück in ihrer Fruchtbarkeit Gesetz!" [178]

Die Erde ist sie, — die ihn geboren hat. Durch die Sühne seines Todes ist er ihr wiedergegeben. Unter der Erde — und unter dem Mutterherzen liegt unberührte Schönheit, die aufstehen wird, wenn die einzige Wissende, die Mutter, in den kommenden Generationen wieder in ihre Rechte eingesetzt werden wird. Die Mutter beschreibt das Geheimnis der unter der Erdrinde eingeschlossenen Fülle:

„O weites Land. O selge Flächenlust!
Dich möcht ich streicheln wie ein Wiegenbett,
darunter heilges Leben schläft!" [179]

Es geht durch Kaisers und Unruhs Dichtung im gleichen Maße ein Zug von Ursprünglichkeit. Unruh abstrahiert von dieser Ursprünglichkeit alle menschlich gedankliche Leistung. Er begreift in der naiven und starken Hinabwendung zum Ursprünglichen den Sinn alles menschlichen Neuwerdens. Neuwerdung ermöglicht er nur durch das Bewußtsein um die allerletzten Lebenswurzeln, die ihm im Gesetz des ewigen Frühlings der Erde gegeben sind. Diese Verbindung ist die konkrete Erkenntnis der Mutter als das erdverwurzelte und erdverwandte Prinzip. Erde und Mutter sind Synonyma oder mindestens unlöslich miteinander verbundene Faktoren. In dieser Wurzel ist die Gewähr gegeben für einen neuen Eros, der in seiner Qualität zugleich ein neues Ethos ist.

Kaiser visiert die Ursprünglichkeit nur flüchtig an, um sich zu vergewissern, daß er noch in ihrer Linie verblieben ist. Die Gedankenarbeit des Menschen durch die Jahrhunderte ist ihm ein Posten, den er stillschweigend in seine Rechnung einsetzt. Das menschliche Neuwerden liegt nicht in der absoluten Rückkehr in die hüllenlose Primitivität, sondern in der für alle berechneten Erkenntnis des großen Einen, daß der Mensch ein neues, das letzte

Stadium seiner Wandlung beginnen müsse. Das ist möglich ohne eine jeweilig persönliche Verwurzelung des Menschen in die Erde, ohne die das Weltganze durchherrschende Weisheit der mütterlichen Fruchtbarkeit. Für Fruchtbarkeit und Wachstum setzt Kaiser planvolle Arbeit, die ausgerichtet ist nach dem Plan eines einzelnen. Das männliche, väterliche Arbeitsgebot ist ihm das neue Ethos. Die Arbeit des einzelnen für die Gesamtheit und sich sein soziales System. Der Mann ist der Schaffende und Arbeit Leistende. Er ist so gedankenstark, den Zusammenhang mit den natürlichen Wachstumsvorgängen durch seine eigenwillige Schöpferkraft lösen zu können. Die Freiheit des einzelnen bricht alle Brücken ab: sie wird Isolierung in die männlich autonome Willensüberhebllichkeit. In Mutter ist ein Begriff der innerlichen Abhängigkeit gesetzt, — also kann er in Kaisers neuem Freiheitspathos keine Unterkunft finden.

V. Die Religiosität.

Eine Problematik des Elementaren, des Ursprünglichen, wie wir ihr hier nachgegangen sind, entbehrt ihrer letzten Vollständigkeit, wenn in ihr nicht die Frage der Religiosität geklärt wird. Wir sind bei den mannigfachsten Teilfragen schon in ihr Gebiet weit eingedrungen, ohne ihrer Sonderbedeutung eine ganz konkrete Form gegeben zu haben. Zunächst wird dabei der Befangenheit in Vorurteilen begegnet werden müssen, die die Existenz einer religiösen Sphäre schon dann verneinen, wenn in dem dichterischen Werk die Tendenz vermißt wird, sich irgendwie in den geschichtlich gewordenen Religionsformen einzurichten. Man wird eine Programmschrift des Expressionismus selbst heranführen müssen, in der zweifellos ein Abrücken von dem Wesensinhalt unserer Religionsgemeinschaften bekannt, aber auch gleichzeitig die positive Aufrichtung eines neuen Bekenntnisstromes angebahnt wird: „Das eben mag die letzte Mission und der letzte Sinn aller Kunst sein, nichts als das: die Menschheit daran zu erinnern, daß sie aus Menschen besteht, und den Menschen zu erinnern, daß er Gottes ist und eine Seele hat, daß sie sein einziger Mittelpunkt, sein einziges Wesen ist und alles andere nur Last, die sie niederzieht.“ [180] Freilich bleibt nach diesem Bekenntnis noch die Frage ungeklärt, welcher Gestalt denn eigentlich das Religiöse sei, und mit welcher Berechtigung es sich überhaupt ein: Religiöses nennen könne. Vielleicht liegt darunter noch das Grundproblem der Skepsis verlagert, — warum überhaupt die Frage nach dem Stande des Religiösen in unseren Dichtungen gestellt werde, ob diese Frage nicht letztlich substanzlos bliebe in einer Dichtung, deren Tenor doch aller Tradition — und wo gäbe es im traditionslosen Gebiet Religion?! — Hohn spräche. Wir glauben uns aber gerade in Bezug auf den Expressionismus Utitz anschließen zu müssen: „Die Re-

ligion scheint ja allein berufen, den Menschen aus seinem atomistischen Nihilismus zu erlösen und zugleich ihm die Ketten abzunehmen, die ihn an die naturalistische Welt schmieden." [181] Wenn wir jedoch daran gehen, von der Gesamterscheinung des Expressionismus her auf unsere beiden Dichtergestalten hin uns einzuschränken (und auszuweiten), wird es nötig sein, dem Religiösen, wie es sehr wohl auch in den Allgemeinverstand von der Religion eingefügt werden kann, einen definitorischen Ausdruck zu geben. Leo Hamburger scheint uns diese Allgemeingültigkeit in der Erklärung gegeben zu haben: „Religion ist ein emotionales Verhalten zur Welt." [182] Dieser hier eingeführte Welt-Begriff umfaßt deshalb alle Varianten der Anschauungen, weil „Welt nicht nur mundus (Natur) im hergebrachten Sinne", sondern „auch ein extramundaner Gegenstand (etwa der Gott des Monotheismus)" sein kann. So sind die Grundlagen geklärt: von hier aus ist Religiosität nicht mehr an die Anerkennung eines vorstellbaren Gottes geknüpft, sondern schon in der Echtheit emotionalen Verhaltens zu der Welt verwirklicht. Bei der Bedeutsamkeit des Menschen in der Dichtung des Expressionismus und unserer beiden Dichtungen wird unschwer zu erkennen sein, wohin die Religiosität dieser Dichtungen tendiert. Eine weitere Schwierigkeit bei der Auffindung des eigentlich Religiösen liegt darin, daß vom Expressionismus selbst ausgesagt wurde, er sei „Weltanschauung" [183] und von seinen Kritikern nicht selten darauf hingewiesen wird, daß in dieser literarischen Epoche die Kunst selbst Religion geworden sei.[184] Demnach kann es für uns nur darauf ankommen, im Werk selbst die Hinweise aufzusuchen, die entweder durch ihre Terminologie oder ihre innere Motivierung mit dem spezifisch Religiösen in näherer oder fernerer Beziehung stehen, und daraus den Versuch eines zusammenfassenden Bildes zu wagen.

1. *Befreiung von Gott.*

Wenn Kaisers Werk in die Beleuchtung Rudolf Ottos gerückt wird, dann bleibt von ihm nirgends die Spur eines religiösen Gehalts. Denn wo Religion seiner sprachlichen Herkunft nach in einer Bindung gesehen wird, da hat Kaiser kaum noch Raum. Rudolf Otto würde Kaiser die Religion als „eine Funktion geselliger Triebe und sozialen Wertens" anerkennen,[185] ihn aber tatsächlich aus dem Bereich des „Religiösen" verstoßen. Fürwahr: in Kaisers Trilogie (wie übrigens in allen seinen Dichtungen) wird die Existenz eines Gottes nicht in die Rechnung eingesetzt. Das entspricht völlig seiner Anschauung von der Autonomität des menschlichen Denkens. Es ist einzusehen, daß diese herbe Folgerichtigkeit des mechanischen Denkens nicht in Einklang zu bringen ist mit der Vorstellung von einem lenkenden und über den Menschen gesetzten Gott. Für alles emotionale Verhalten wird man aber immer eine Kraftquelle nachweisen müssen, um es überhaupt als

Emotion zu bestätigen. Da bewahrheitet sich in Kaiser Freyhans Feststellung, die hier in tieferer Bedeutung auf das Religiöse angewandt werden kann: „Für Kaiser ist ein Problem: ein Gegeneinander von Kräften, eine Fragestellung, eine Fragespannung, eine Spannung von Kraft zu Kraft.“ [186] Die einander konfrontierten Gegner stehen beide fast so außerhalb des Dichters und sind innerhalb seines Denkens fast so gleichwertige Figuren, daß ihr Gedankenkampf wirklich in der strengen Linie einer menschlich klaren Logik verbleibt und nur ganz selten einmal der schmale Raum zwischen Faßbar und Unfaßlich frei bleibt. Und eigentlich geht es allein um diesen Raum, in dem mindestens die Ansätze eines für das Ganze wesentlichen Kraftstroms erkenntlich werden. Diese Tatsache vorausgesetzt, werden wir aus den bescheidenen Winkeln diejenigen Hinweise entkapseln müssen, die uns das — sicher nicht ganz eindeutige — Bild eines letzlich vorhandenen, elementaren Kraftzentrums geben.

In der „Koralle“ findet eine Auseinandersetzung des Milliardärs, der im Gefängnis sitzt, mit dem Vertreter einer christlichen Kirche statt. Szenisch ist es die Aussprache des Verurteilten vor seiner letzten Stunde mit dem Beichtiger. Gedanklich wird nach einem Ursprung des furchtbaren Milliardärsschicksals gesucht:

„Milliardär: Glauben Sie an das Recht der Vergeltung?
Geistlicher: Der irdischen muß ihr Lauf gelassen werden.
Milliardär: Ich habe nur Vergeltung geübt.
Geistlicher: Womit hatte er Sie beleidigt?“ [187]

Die Fragestellung muß an dem Wesentlichen vorübergehen, weil zwischen beiden das Geheimnis der Gestaltverwandlung des Milliardärs liegt. Aber den Milliardär treibt es in die Opposition gegen die Religion des Geistlichen, weil er vermutlich in dieser verworrenen Situation eine Antwort von ihm erwartet hat, die über diese Situation erhoben ist und in ihrer tiefen Allgegenwart auch seine Lage mit einer sinnerfüllten Bestimmtheit erkennt. In der Ohnmacht des Geistlichen, ihn zu verstehen, ist ihm die Ohnmacht der von dem Geistlichen als gültig anerkannten Religion mitgegeben. Als der Geistliche noch hinzufügt: „In unbegreiflicher Verwirrung streckten Sie die Hand nach fremdem Reichtum“ wird ihm vom Milliardär geantwortet:

„In unbegreiflicher Verwirrung — das stempelt eure Weisheit. Ich lehne mich nicht mehr auf. Ihr wölbt den Himmel über mich, unter dem ich freudig atmen soll.“ [188]

Den Kern seiner Schuld wollte er enträtseln, damit sich selbst einen Sinn geben, der jenseits von ihm gesetzt ist. Aber daß das Irrationale, das er mit Hilfe des Geistlichen zu finden hoffte, in der Sphäre einer völligen menschlichen Unverantwortlichkeit, in einer absoluten Ausschaltung aus der Sphäre von Erkenntnis und Logik liegen sollte, — das schien ihm den starken Lebenswillen des Menschen zu sich selbst an seiner entscheidensten Stelle zu treffen.

Der streng rationale Mensch Kaisers meldet sich sofort an, wo die eigene Unsicherheit durch eine vage Vokabel aus dem Irrationalen ins — Sinnlose versetzt wird. Das Suchen nach einem letzten Grund endet haarscharf in einer verstandesmäßigen Spekulation, weil sich dieser Grund — in der Antwort des Geistlichen — als ein weiches Schlammgebilde entpuppt, auf dem der willensstarke Kaisersche Mensch seine Existenz erschüttert sieht. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob Kaiser zu einer eindeutigeren Sinnsetzung des Religiösen Ja gesagt hätte: sicher ist, daß er dem Religiösen in seinem Schicksal mindestens eine Chance gegeben hat. Mit einer Art trotzigen Ingrimms gegen die Hilflosigkeit des Geistlichen wird es intellektuell als nichtexistent erklärt. Der Eindruck aber haftet, daß hier eine Lücke klafft. Es wird in dem Fragekomplex eben sehr unzureichend die menschlich gewaltige Tat der Umwälzung in ein neues Sein als ein alleiniges und ausschließliches Verdienst des an keinen Auftraggeber gebundenen Menschen zu deuten versucht.

Wie weit der Mensch seine Autonomität im Weltändern und Weltgestalten bewähren kann, geht aus einer anderen Stelle hervor:

„Geistl.: Es gibt kein Zuspät. In einer Sekunde kann der unendliche Schatz erworben werden!
Mill.: Was ist das für ein Schatz?
Geistl.: Das neue Sein hinter dieser Frist!
Mill.: Liegt es in der Zukunft?
Geistl.: Die aufnimmt, wer mit demütigem Finger klopft!
Mill.: Es bleibt der alte Irrtum." [189]

Das neue Sein — es ist ein Reich von metaphysischer Undurchdenkbarkeit im Wort des Geistlichen. Deshalb ist man ihm nahe in der Demut, im Ergebensein in das Schicksal. Aber diese Ergebenheit wird den Kaiserschen Menschen erledigen. Er will auch ein „neues Sein",[190] und es besteht kein Zweifel darüber, daß in ihm eine ebensolche Vollkommenheit erstrebt wird wie in dem Jenseits-Reich des Geistlichen. In dem Denkbegriff des „Irrtums" ist ein irrationales Moment eingeführt, das in dem streng rationalen Denksystem Kaisers ein Fremdkörper ist. Also auch damit wird bewußt oder unbewußt angedeutet, daß es um ein Erkennen einer letzten und höchsten Einheit geht. Die Diktion des Kaiserschen Menschen erhebt sich in dem Widerspruch gegen die Demut des Menschen zu einem prometheischen Überschwang, der die Grenzen zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer kühn überwindet. Kaiser entwickelt in dem demütigen Haltmachen vor dem Übersinnlichen die Ursache für das menschliche Leid und den menschlichen Jammer. In dem selbstherrlichen Durchbruch des Menschen in jene sorgsam gehütete Sphäre glaubt er das „neue Sein" gekommen. Mit dem stimmt überein, was Dibelius über den Gesamtexpressionismus gesagt hat: „Der Expressionismus versucht, die Mauer zwischen sinnlicher und übersinnlicher Welt zu durchstoßen." [191]

Aber der Weg über die Grenze muß sich in dem ganzen Bereich des Denkens bewegen. Es ist der Ingenieur, der die Ohnmacht höchster menschlicher Verstandeskraft erkennen muß:

„Stimmt — und stimmt nicht! An die Grenze sind wir gestoßen. Stimmt — und stimmt nicht! Dahinter dringt kein Exempel. Stimmt — und stimmt nicht! Das rechnet sich selbst weiter und stülpt sich gegen uns. Stimmt — und stimmt nicht!“ [192]

Das ist die Grenze, die durch kein Exempel überschritten werden kann. Aber es ist ja nur der Ingenieur, der es ausspricht. Der Milliardärssohn hat den Schlüssel gefunden, „die Mauer zu durchstoßen“. Sein Übergang in das Unenträtselbare ist der Übergang zum Menschen. Dieser Mensch ist wirklich in ein metaphysisches Reich eingegangen; denn auf ihn finden schon die Ausdrucksformeln religiöser Verehrung Anwendung:

„Lästert nicht! — Der Mensch ist notwendig!“ [193]

Während also angeblich kein „Exempel“ dahinter dringt, ist der neue hier heilig gesprochene Mensch in einem einfachen Rechenexempel erdacht. Die momentane Einsicht, daß hinter der Katastrophe ein Unnennbares stehe, dem mit unserem Denken nicht beizukommen sei, ist in der rationalen Eigenhilfe des Kaiserschen Menschen schon wieder weggedacht. Ja — das konstruierte Menschsein zwingt dem Lauf der Zeiten sogar sein Gesetz ab:

„Zeitlos seid ihr beschäftigt!“ [194]

und

„Ewig und vollkommen seid ihr alle vom Ursprung her — verstümmelt euch nicht in die Zeit und die Handreichung! — Seid größer begierig — nach euch — — nach euch!!“ [195]

Wenn man nach der Quelle dieser Erkenntnis von der Zeitlosigkeit und Ewigkeit des Menschen sucht, dann wird sie allein darin zu finden sein, daß Kaiser den Weg der bisherigen Menschheit als einen Weg durch die Irre zum Menschwerden betrachtet, daß dieser Weg sein mußte, um den Menschen in das Bewußtsein seines eigenen Wertes zurückzuführen. Mit dem als dritter und letzter Stufe gegebenen Menschsein ist die Endlichkeit des Menschen erschöpft: denn in ihr ist er zu seinem Sinn erwacht, zu einem Sinn, der nirgends mehr Rätsel und nirgends mehr Erkenntnisohnmacht aufzeigt. Der Mensch selbst ist vergöttlicht, geheiligt:

„Raum ist euer — und Allheit im Raum, der euch beherbergt! — Ihr seid Menschen darin! Menschen — mit jedem Wunder bekannt — entschlossen zu jeder Erschließung! — In euch braust der Himmel und flutet die Fläche mit Farbe der Gräser! — Werktag ist groß — mit neuen Erfindungen in euch — die keine sind! — Ihr seid vollendet — von diesem Anfang an! — Menschen — nach letzter Schicht — fertig mit dem Werk, zu dem ihr verpflichtet wart! — Ihr habt die Schicht gestellt bis zur äußersten Leistung — Tote bedecken den Boden — ihr seid bestätigt!“ [196]

Stammler nennt das „Verhältnis zum Absoluten" das Hauptproblem des Expressionismus.[197] Bei Kaiser wird dieses Absolute die Idee des Menschen selbst, deren „Verhältnis" einmal in einer Identifikation aufgehen soll. Der Mensch wird selbst Ziel von Anbetung und Hingabe, weil er die letzte Sinnerfüllung des Kaiserschen Irrationalen ist. Mit der Existenz dieses absoluten Menschen ist für ihn das Verhältnis zum Unenträtselbaren gelöst. Vorher noch ist die Allmacht des Menschen angezweifelt:

„Bin ich der Antrieb, der das bewegt? — Meine Macht ist das? ... Meine Stimme ist mächtig — über Entsetzen und Lust? Vor meinen Spruch stellt sich die Wahl um Tod und Sein? — Meines Mundes Ja oder Nein entscheidet auf Leben und Vernichtung? — Ich sage: — nein! — nein! — nein! Ein Mensch entscheidet — ein Mensch kann nur entscheiden: — nein! — nein!" [198]

Sie ist angezweifelt, weil der Mensch aus seiner Minderwertigkeit hier aufruft: es ist der Mensch der zweiten Stufe, die schon in ihrer Kraft durch das Neinsagen zur Entscheidung gebrochen wird. Aber im Neinsagen hat sich auch schon wieder der geniale, planvoll denkende Mensch eine Basis für das letzte und endgültige Ja geschaffen. Ganz offensichtlich wird hier nicht der Mensch als solcher erschüttert, sondern nur der, der noch keiner gewesen ist. Aber mit dem Bewußtsein dieses konstruierten Menschseins soll auch automatisch die menschliche Unfehlbarkeit gegeben sein. Deutlich spürt man, wie Kaiser die Bedenklichkeit einer etwaigen Abhängigkeit von einer über dem Menschen stehenden Macht durch ein motorisches Vorwärts überspringt. Aber es mag diesem abstrakten Formulieren eigen sein, in der nächst höheren Stufe die letzte zu sehen und mit einer Fortschrittsaktivität den ganzen Lebensraum auszufüllen:

„Pilgern wir nicht zu ihm (dem Menschen) die lange Straße — durch Epoche in Epoche — deren eine sich heute schließt, um die nächste zu öffnen, die die letzte ist?" [199]

Im Dienste einer solchen Eschatologie steht ohne Zweifel auch die Idee des Kaiserschen Menschen. Freilich wird sie von dem passiven und individuellen Charakter etwa der christlichen Eschatologie durch ihre Aktivität und ihren Aufruf zum Kollektivismus stark abgehoben. Aber es läßt sich nicht übersehen, daß hier einem Chiliasmus gehuldigt wird, der mit seinen Verkündigungsmitteln durchaus im Dienste eines religiösen Elans steht. Nur wird dem Elan nirgendwo ein ursächlicher Anfang gegeben; er wird einfach als rationale Notwendigkeit gepredigt. Und niemals ist sein Gesetz die mystische Empfängnis eines Heilsauftrages, niemals der Anruf eines Gottes, sondern stets die Selbstsicherheit seiner eigenen Findung, die allerdings in der Erkenntnis ihrer Notwendigkeit selbst eine unleugbare metaphysische Ursache hat. Man ist diesem irrationalen Einfluß auf Kaisers stabile Gedankenarbeit auf der Spur, wenn man sich die Worte vergegenwärtigt:

„... Wer ist dieser Dummkopf — der sich die Stirn einstößt an der letzten Wand und sagt: ich bin am Ende? Am Ende ist er — aber in Vernichtung! — Kehrt um — kehrt um, die Warnung dröhnte — sie sprengte die Luft voneinander und krachte mit Getöse auf uns nieder! — Umkehr! — Umkehr!!" [200]

Dieser Johannes-Ruf trägt alle Merkmale der Überwältigung durch ein unfaßliches Ereignis. Das Ereignis ist die Explosion der Fabrik, die nach menschlichem Ermessen die völlig richtige Formel für Gas hatte. Der Milliardär kann gegen die Übergewalt des Ereignisses sich nicht anders wehren als durch den Weg zurück. Vorher wird die Katastrophe noch deutlicher mit einem außerweltlichen Dasein in Verbindung gebracht:

„Über Menschenmaß ging das hinaus!" [201]

Die Brücke zu dem Übersinnlichen, die am Ende der Dichtung rigoros geschlagen wird, ist hier noch keineswegs sichtbar. Vielmehr bezieht er aus dem Übersinnlichen — und nicht anders wirkt ja die Explosion — erst die Einsicht, daß der bisherige Weg des Menschen ein Fehlweg gewesen ist. Also benutzt Kaiser zu seiner Postulierung des Menschen erst dies Walten des übersinnlichen Gottes, dem gegenüber der Milliardärssohn sich spontan durch das „Metanoeite" einer bußfertigen Umkehr wehrt. Es braucht nicht erneut erwähnt zu werden, daß seine Konstruktion der dritten menschlichen Stufe: eben des Menschseins, auch in dieser Beleuchtung seine Lösung von einmal empfangenen metaphysischen Eindrücken ankündigt. Ja, diese Empfängnisse, die im Augenblick des Einschlags selbst im Kaiserschen Menschen den Nerv des mechanisch arbeitenden Gedankens lähmen, werden doch schon in der ersten Auseinandersetzung des irrationalen Anrufs mit dem nüchternen menschlichen Verstand zu großen, fest untermauerten Gedankenstraßen ausgebaut. An ihnen sind kaum mehr die Momente einer metaphysischen Führung bemerkbar; deshalb werden sie eben so zeitlich sein wie die vorhergegangenen, obwohl sie sich den Anschein einer zeitüberwindenden Ewigkeit gegeben haben. Der Kaisersche Mensch läßt sich nur durch den vernichtenden Einbruch des übersinnlichen Daseins in die sinnliche Welt zum Umbau des Lebens bereit finden. Daß sich das Übersinnliche täglich in Werk und Arbeit offenbart, daß es — eben weil es übersinnlich ist — nicht seine Zeiten hat, sondern zeitlos, in jedem Raum und jeder Äußerung da ist, — das wird geleugnet. Knevels hat diese Erscheinung für den Gesamtexpressionismus festgestellt: „Als einen großen Mangel werden wir es empfinden, daß das Überirdische, Übersinnliche im Expressionismus eine geringe Rolle spielt, daß der Akzent auf dem Erdenleben und den Erdenaufgaben liegt." [202] Vielleicht übersieht hier Knevels den starken religiösen Elan, mit dem diese Tendenz motiviert ist. Wir haben in Kaiser einen Dichter vor uns, der von seinen Kritikern durchweg als unreligiös bezeichnet wird, also im Expressionismus selbst eine ganz abnorme Grenzstellung einnimmt

— und doch konnten wir mindestens die motivische Ursprünglichkeit seiner sozialen Menschheitsidee in der Offenbarung des Göttlichen durch die Fabrikkatastrophe feststellen. Die Tendenz, den Menschen als solchen auf dieser Erde zu seinem höchsten Menschtum zu entfalten, ist auch dort, wo ihr im Verlauf ihrer Ausführung die Verbindung mit dem Überirdischen verloren gegangen ist, doch durch ihren Ursprung mit einer religiösen Absicht verbunden. Wie anders könnte der katholische Arbeiterdichter Heinrich Lersch sonst ausrufen, zu Jesus Christus gewandt:

„Steige hinab auf diese Erde, höher denn alle Himmel!“ [203]

Die immanente Göttlichkeit, der hier der Vorzug vor der transzendenten gegeben wird, ist freilich Kaisers Idee wieder nicht. Kaisers alleinige Verbindung mit Gott bleibt die Vision des Unsichtbaren im schrecklichen Ereignis. Es ist besonders bemerkenswert, daß auch diese entscheidende Begegnung mit dem Übersinnlichen in einer Sühneaktion, in einem furchtbaren Gewaltakt vor sich geht, der an der Liebe keinen Teil hat und erneut an die rigorose Straf- und Sühneaktion des Recht und Unrecht wägenden alttestamentarischen Gottes erinnert. Auch in diesem Augenblick eines schaurigen Ergriffenseins steht das Symbol eines strafenden Vatergottes vor seinem geistigen Auge: es ist nicht verwunderlich, daß auch der Gestrafte wieder seine Welt im Geiste des Vaters aufrichtet.

Dieser Mensch muß das Leiden als versöhnliche Kraft ablehnen. Das Jesus-Kreuz ist ihm kein Symbol einer männlichen Bezwingung der Welt, sondern der Bescheidung auf kleine, allzu kleine Ziele. Als der Geistliche dem Milliardär zuspricht: „Gültige Verheißungen sind uns gegeben!“, antwortet der Milliardär:

„Flucht in das Himmelreich. Das wird keine Erlösung von Kreuz und Essig. Am Ende findet man es nicht. — Im Anfang steht es da: das Paradies!“ [204]

Die Nebeneinanderstellung von Kreuz und Essig enthebt uns längerer Interpretation. Tatsächlich ist Kaisers „Erlösung“ eine Befreiung aus dem Glauben an das Leiden und Sterben Jesu, aus dem Glauben, der als eine Hemmung auf dem Wege zur Selbsterkenntnis des Menschen begriffen wird. Die Sehnsucht nach dem Paradies ist ja nichts anderes als die Sehnsucht nach einer zügellosen Freiheit, in der der Mensch sich selbst bestimmt:

„Ich habe das Paradies, das hinter uns liegt, wieder erreicht. Ich bin durch seine Pforte mit einem Gewaltstreich — denn die Engel zu beiden Seiten tragen auch Flammenschwerter! — geschritten und stehe mitten auf holdestem Wiesengrün. Oben strömt Himmelsblau.“ [205]

In dieser Wiederkehr in das paradiesische Reich, die er sich ertrotzt hat, gebraucht er sogar Jesu Worte, um die ganze Situation voll auszuschöpfen:

„Deckt es sich nicht mit schon gesagten Worten: werdet wie die Kinder? Zur Weisheit braucht es ja nur ein Wortspiel."

Als der Geistliche antwortend fragt: „Warum können wir Menschen nicht Kinder bleiben?", hört er vom Milliardär:

„Das Rätsel lösen Sie heute und morgen nicht!" [206]

Hier ist noch einmal ein Weg in den Anfang angezeigt: aber das Paradies, das wieder als Ausgang gefunden ist, soll nun mit dem starken männlichen Wollen des einzigen Menschen erfüllt werden. Die Religion des Geistlichen, die ja die christliche ist, wird verdammt, weil sie den Paradiesesmythos durch Verknüpfung mit dem Gedanken des Kreuzes verfälscht und überhaupt seines Inhalts entkleidet habe. Kaiser will dem Leben einen neuen Sinn geben, der von der Idee des Leidens befreit ist: er richtet eine Welt auf, der er mit dem Symbol der Koralle — die „vom Leid befreit", während das Kreuz nur „den Schmerz betäubt" [207] — einen völlig anderen Lebensinhalt geben will. In dem Triumph einer neuen Seins-Verankerung ist die endgültige Lossagung von einem außer uns stehenden göttlichen Wesen schroff ausgesprochen. Die Richtung der Gesamtdichtung beweist, daß mit dieser neuen Sinnsetzung tatsächlich die gewaltsame Niederlegung der Grenze zwischen Diesseits und Jenseits erreicht ist. Der im göttlichen Anruf erwachte Mensch hat sich selber als Sinn der Welt gesetzt: den aus der Gnade Gottes empfangenen Aufruf hat er selbst zum Eigenverdienst aufgehöht. Seine Religion ist keine religio (Bindung) mehr, sondern die Autonomität des planvoll gestalteten Gesetzes.

2. *„Schlechthinnige Abhängigkeit."*

Es wird uns begegnen, daß wir auf der Suche nach Unruhs Religiosität zurückgreifen müssen auf Problemstellungen, die wir in früheren Kapiteln schon ausführlicher abgehandelt haben. Trotzdem müssen wir der Vollständigkeit halber im Speziellen auf die Kernfragen eingehen. Selbstverständlich ist auch hier Unruhs Grundstimmung, so oft sie sich der Motivwelt Kaisers nähern mag, von einer grundlegend anderen Bestimmung. Sie treffen sich zunächst in der Ablehnung des christlichen Gottes und sind sich weiter im Gesamtziel des Expressionismus: der Heiligung und göttlichen Sinnerfüllung dieser Erdenwelt einig. Daß das bei Unruh durch seine tiefe Erdsymbolik in noch weit stärkerem Maße der Fall ist als bei Kaiser, wird im vorhinein ersichtlich sein. Darüber hinaus aber werden wir auch hier dem Irrationalen, aus dem heraus Unruhs Welt sich aufrichtet, nachzuspüren haben. Und wenn auch diese Religiosität nicht in das Glaubensgut des Christentums, viel weniger einer seiner besonderen Kirchen, sich einordnen mag, — wir werden ihm wohl in seiner Nähe einen Platz zuweisen müssen.

An vielen Beispielen konnten wir nachweisen, daß in Unruhs

Dichtung das Mütterliche eine besondere Rolle spielt, in der es vielfach sogar als die Inkarnation des Göttlichen selbst erscheint. Wir haben darauf hingewiesen, daß der Elan zum Leben für diese neue Welt allein in der Verbundenheit und der Hingabe an die Mutter sich beweist. Nicht selten sind wir Äußerungen begegnet, in denen die Hingabe an die Idee des Mütterlichen mit Verehrungsworten durchaus religiöser Terminologie geheiligt wurde. Wenn schon das Dasein eines Abhängigkeitsgefühls als wichtig für die Fortentwicklung der Idee angesehen wird, dann ist eine religiöse Sphäre gegeben. Schleiermachers „Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit" ist ebenso wie Ottos „Kreaturgefühl" und sein „mysterium tremens" [208] der Ausdruck für dieses schlechthin Religiöse, dem im „Numinosen" Ottos ein neuer Begriff ersteht. Wenn also eine solche absolut religiöse Sphäre gegeben ist, dann ist schon die Hauptabgrenzung gegen Kaiser gesetzt. Kaiser wurde nur in einem überragenden, übergroßen Ereignis von der schaurigen Existenz Gottes berührt; Unruh lebt von den Wurzeln aus bis zum Ende seines Weges durchaus in dem Bewußtsein dieses Göttlichen. Wenn wir es bestimmen wollen, dann müssen wir von diesem Gefühl des Abhängig-Seins ausgehen. Und es ist eine vortreffliche Äußerung, wenn Ernst Bergmann unsre Erkenntnis des Unruhschen Werks mit diesen Worten vorwegnimmt: „Nur einen Punkt gibt es im menschlichen Leben, wo wir Gott wirklich geschaut haben, nämlich als Kind in der Mutter." [209] Damit ist durchaus noch nicht die absolute Vergöttlichung der Mutter, also eine Verleiblichung des Übersinnlichen anerkannt und geglaubt, sondern allein der ja im christlichen Glaubenselement nicht wenig bedeutsamen Prägung von der Gotteskindschaft des Menschen ein neuer Ausdruck gegeben. In dem Verhältnis von Mutter und Kind ist die Bindung an eine tiefe Geborgenheit Symbol geworden. Die vielfachen Versuche des Ältesten Sohnes,[210] hinter das Geheimnis des mütterlichen Wesens und seiner Allmächtigkeit zu dringen, werden als eine frevelhafte Durchstoßung der Grenze zwischen Bewußtsein und Unterbewußtsein, Wissen und Glauben gebrandmarkt. Der Vorgang der schließlichen Hinwendung an das Mütterliche ist eine Aussöhnung mit dem Unentwirrbaren, Unfaßbaren.

Als Dietrich innerlich allein gelassen ist, die um ihn her hetzende Menschenmeute ihn schon des Verrats am Auftrag seiner Mutter zeiht, sieht er den Ausweg, der ihm namenlos und unbestimmbar ist:

„Wär dies Gefühl, dies heilige, Verrat,
das meines Bluts Verfassung so erregt,
als nahte Offenbartes, nie Geschautes
der armen Brust? Ich halt sie dir entgegen —
Schrieen alle Brüder auch: Verrat, Verrat —,
Ich bin bereit — Unnennbares, o komm ..." [211]

Die menschliche Gebundenheit an das nicht Auszusagende, im Irrationalen Verwurzelte treibt unbestimmt in seiner Sehnsucht.

Er braucht nicht das zyklopische Ereignis, den äußerlichen Akt, sondern nur die ständige, geheimnisvolle Nähe zu jener Tiefe, die ihm verschlossen liegt. Dieser Zug Dietrichs, der spürbar wird in dem ganzen dichterischen Werk Unruhs, ist ein durchaus mystischer Zug. Denn die Mystik weist gerade auf „schweigende, von manchen Menschen nie geliebte Tiefen" hin.[212] In dieser Nähe taucht dann sofort das bedeutsame, schon früher zitierte Wort[213] auf:

„Wir, die wir vieles wissen, müssen schweigen!"

Des Sohns Beziehung zur Mutter, vor der er die Soldaten in die Knie zwingen will,[214] ist also eine tief mystische Beziehung. Wieder führe ich Bergmann an, um dieser Feststellung Nachdruck zu verleihen: „Es ergibt sich, daß das Objekt der stets männlichen Geschlechtshabitus tragenden mystischen Seele eine weiblich-göttliche Geschlechtsqualität ist." [215] Auch wenn Bergmanns Sinndeutung der Mystik als eines sexuologischen Urvorgangs nicht anerkannt wird — ihre starke Verwandtschaft mit dem Mütterlich-Geheimnisvollen wird stets aufrecht erhalten bleiben müssen.

Es ist ja durchaus nicht so, daß nunmehr Unruhs Mutteridee einer totalen Aufhebung des überwirklichen Gottesgedankens gleichkommt. Vielmehr ist es die Mutter wiederum selbst, die sich erst im Allerletzten, Allergrößten verankert sieht. Sie ist es, die zu ihrer ständigen Neugeburt sich immer wieder in Beziehung setzt zu einem Gott, der ihr vor allem in der Natur als wirkend erscheint. Die Art, in der sie diese Beziehung herstellt, ist völlig gleich mit der Art, in der überhaupt Beziehung zu Gott gesucht wird: durch das Gebet. Aber im Anblick der Kriegsfurie sträubt sie sich dagegen. Während also Kaiser gerade die Katastrophe als die einzige Begegnung mit einer überweltlichen Macht spürt, läßt Unruh gerade seine Mutter unter diesem gleichen Eindruck an dieser Macht verzweifeln:

„Was nun vermag Gebet, wenn das geschah!" [216]

In weiteren Worten wird die Ohnmacht des Gebets ausgesprochen:

„Warum behüteten wir selber uns
und heiligten die Tage im Gebet,
daß nicht ein Atemzug der Dunkelheit
das holde Wunder unsres Leibes störte —" [217]

Erst im gewaltigsten Trotz des Ältesten Sohnes spielt die Mutter die alte Welt des Vaters, die sie bald selbst verwerfen wird, mit dem einzigen großen sittlichen Halt dieser Welt aus:

„Hier hast Du keine Macht! Denn eh Du sahst,
stand schon Dein Vater da und ehrte Gott!" [218]

Verehrung Gottes — ist noch kein Verbundensein von innen heraus mit dem Göttlichen. Aber es ist der letzte große Aktivposten, den die versinkende Welt gegenüber dem anarchischen Aufgebot der Jugend ins Feld zu führen hat. Das Versagen auch dieser sittlichen Stütze der alten Welt ist gerade die Ursache zur Erkenntnis der

notwendigen Umkehr. Wie noch in ihr das Bild eines harmonischen Gottesglaubens lebt, der fatalistisch den Gang der Geschehnisse hinnimmt, sich niemals für seine Taten neue Kräfte in starker, grenzenloser Hingabe sammelt und speichert, davon gibt sie in dem Märchenbild einer verschwimmenden Zeit Kunde:

„O schau die Menschen neben Dir doch an,
wie sie in Demut ihre Tage leben
und nicht erfahren wollen, was Du willst: —
doch leben sie beglückt. Ein frommer Spruch
erbaut sie wirklich in den Feierstunden,
und falten sie am Abend ihre Hände —,
wie friedlich schweift dann Aug und Herz ins Land." [219]

Dieser Bilderbuch-Glauben der alten Mutter, die von dem inneren Sinn der umwälzenden Ereignisse noch nicht ganz erfaßt wird, wird in „Platz" von Dietrich mit den weit satirischeren Worten abgetan:

„Ich hätte Lust mit dir wie einst zu spielen,
als Hampelmann, Nußknacker, lieber Gott!
Noch lockt etwas wie Weihnachtsglanz an dir,
wie Pfefferkuchen und bemalte Puppen." [220]

Daß diese Worte gegen den Oberherren, also den wichtigsten Repräsentanten einer alten Menschenordnung, gesprochen sind, bringt sie auf die gleiche Ebene wie das „Postkartenidyll" der Mutter, das sie von einer harmonieerfüllten Gläubigkeit entwirft. Aber bald ist ihr gewiß, daß sich die Religiosität des Menschen aufgibt, wenn sie sich nicht auch erprobt im Wirbel der Ereignisse. Deshalb gewinnt sie wieder jenen Boden unter den Füßen, der ihr verloren gehen wollte. Ihre Tochter ruft sie an:

„O komm zu uns, dem Kreis der Schicksalsschwestern,
dem dieses Daseins Odem fortzubilden
beglücktes Dulden war, der seine Stirne
nie hadernd gegen Schicksals Willen hob." [221]

An vielen anderen Stellen kommt stärker und immer mehr die Bindung an das „Schicksal", an die „höchste Weisheit" (usw.) zum Ausdruck.[222] Bedeutsam für die Weiterentwicklung der Dichtung in „Platz" ist noch der Hinweis der Mutter auf den „reinen Hauch", dessen sie allein teilhaftig ist, dem sie Anteil schaffen möchte in ihren Kindern durch das Leben der Kinder aus ihrem Geiste:

„Der reine Hauch, der mit dem Körper wuchs,
und mich der Dinge Sinn erfassen lehrte,
bis ich, was vor mir war, was kommen wird,
sich schließen sah in einem Schicksalsring —,
beschütze mich vor Euch!" [223]

Vom Gefühl einer letzten Abhängigkeit durchdrungen spricht die Mutter gerade in der Stunde, die ihre Siegesstunde ist, doch das demütig-stolze Wort:

„Erwartend, feierlich kniet meine Seele,
dem Herzschlag ungezählter Herzen lauschend,
der sich in meinem Busen sammeln will." [224]

Es besteht danach die doppelte Tatsache, daß die Mutter sich zu ihrer Sendung und ihrer Aufgabe an die Welt immer wieder an den Auftrag einer letztwilligen Entscheidung eines außer ihr stehenden Gottes verbunden weiß; daß aber in dem Pathos der jungen Generation die Bindung an die Idee des Mütterlichen als die schlechthin religiöse Idee gefaßt wird. Wie wenig diese Feststellung ein unlösliches Dilemma darstellt, geht schon daraus hervor, daß in der christlichen Theologie über die Gestalt des Jesusbildes gerade in seinem Verhältnis zu Gott die divergierendsten Meinungen bestehen und etwa parallel dazu die Jesusgestalt als reiner Mensch abhängig erscheint von dem ihn beauftragenden Gott, während seine Anhänger in der Hingabe an ihn das Religiöse selbst begreifen.[225] Oder man braucht nur den katholischen Marienkult in diese Vergleichsebene zu bringen, um zu erkennen, daß die Hingabe an die Gestalt der Mutter durchaus ein religiöses und ein menschliches Moment sein kann. In der Unruhschen Mutter ist die mater dolorosa ebenso wie die mater gloriosa vereinigt: es ist die Doppelgestalt des vermittelnden Wesens, über das der Mensch hin Eingang in das Reich der überwirklichen Welt erhält. Hat er an ihr teil, dann hat er auch teil am Göttlichen; denn sie lebt aus dem Göttlichen.
der alten Volksreligiosität, der die Mutter das einzige Wissen um den Sinninhalt des Lebens war, hart streift.

Was freilich das spezifisch Christliche anlangt, so ist Unruh ebenso schroffer Neinsager wie Kaiser. Es ist wichtig, daß die Parallelität mit Kaiser in der Ablehnung des christlichen Gedankens nachweisbar ist bis zur Aufrichtung eines neuen Symbols. Mit dem Wort Jesu: Es ist vollbracht! setzt sich Dietrich so auseinander:

„Es ist vollbracht! War es vollbracht, Du Geist?
War es vollbracht? Was ring ich dann ums Licht? ...
Bleibt alles still? Heißt denn erkennen: schweigen?" [226]

Die alte skeptische Frage, ob das erlösende Handeln Gottes für alle Nachfahren Heilscharakter hat, lebt wieder auf und wird aus den Kraftreserven dieser Jugend selbstverständlich verneint. Von hier an geht — wie überhaupt der ganze zweite Teil, „Platz", es beweist — der Sohn einen neuen Weg, der in dem Aufblühen einer sinnlichen Liebe beginnt und schließlich in der Läuterung dieser Sinnenseligkeit durch die Rückkehr in den Geist der Mutter wieder eine religiöse Weihe bekommt. Aber durch die spontane Erkenntnis des sinnlichen Liebeserlebnisses wird die Ursache alles Geknechtetseins in dem Festhalten am Gedanken des christlichen Kreuzes gesehen:

„Aus Liebe nur werd ich mein Ich erlösen,
wenn ich beglückt in jeder kleinsten Regung

lebendger Spur dem „Schöpfer" Bruder sage!
Erst hinterm Kreuze ahne ich Erlösung!" [227]

Die Erlösung ist freilich nur aus der Kurzsichtigkeit des noch nicht gereiften und immer noch irrenden jungen Menschen in diesem Ziele erkannt. So kann man verstehen, daß Knevels zu der Überzeugung kommt: „Dietrich ist Ichmensch ... Dietrich will nicht Gott, sondern sich." [228] Aber diese Äußerung Dietrichs wird ja schon durch die nachfolgenden Zeilen, die er spricht, selbst erschüttert:

„Greif einen Vorhang? Zitternd pocht mein Herz,
als hätt ich mich zu weit ins All gewagt?" [229]

Dieser Gewissensruf, die keimhafte Erkenntnis, einen gewaltsamen Einbruch in die verschlossene Welt des Übersinnlichen, der Mutter, getan zu haben, entwertet die Äußerung in ihrem motivisch-schematischen Gehalt. Wenn in Rechnung gezogen wird, daß „Platz" durch eine Fülle verworrener Allegorien erst im Ende in ein Reich der Klarheit und Wahrheit einmündet, dann wird um so eher die letzte Stelle als ausschlaggebend angesehen werden können. Genau wie er im Ungeist, der den „Platz" beherrscht, die verdorbene, entartete Welt erkennt, muß er das Christentum als Karikatur begreifen, weil es in den Händen ihrer Machthaber degradiert worden ist:

„Wie Schönheit schrumpft,
auch Flut verebbt, Frühling in Gossen stirbt,
Johannes Mut in Pharisäern kalkte,
und Christus endete im Papst, so wird
Karikatur das Ende jeder Tat." [230]

Die Welterkenntnis Dietrichs braucht zu ihrer Tradierung in die Tat eine freie, offene Sicht. Als er mit der Niederlegung des Platzgeistes auch das Gesetz umgeworfen hat, sieht er hemmender und größer noch das Hindernis:

„Der Schatten des Gesetzes wich? Dafür
nur riesenhafter bleibt das Kreuz?" [231]

Und in demselben Protest gegen das Kreuz wird dieselbe Rückkehr in das Paradies wie bei Kaiser geglaubt. Während sich Kaiser die Koralle als ein neues Symbol für die Lebensgewinnung vorsteckt, findet Unruhs Sohn in der Feuerlilie sein Symbol; weil sie das Symbol des Lebens gegenüber dem Symbol des Sterbens (Kreuz) ist.[232] Als die Machthaber der alten Zeit den Namen Gottes für sich in Anspruch nehmen, greift in wildem Zorn Dietrich das Wort auf:

„Gott? Wer rief Gott?
Ihr seids! Habt ihr denn Wein genug, um mit dem
Schöpfer
dankbar zu trinken? Ja? dann ruft ihn nieder! —
Er bringe alle Erz- und Erzerzengel mit —
vielleicht im Trunk verrat ich sein Geheimnis,
wie er aus Dreck — sich Ebenbilder schuf .....

Dir trink ich zu, unendlich holde Mutter!
Dir irgendwo in mir und in den Sternen!“ [233]

Was hier wie Frevel und Blasphemie anklingt, ist nur die Abwehr eines sittlichen Prinzips, mit dessen Hilfe sich die Welt der Macht und des Kriegsgeistes sanktioniert hat. Weil Dietrich die Zerstörungen der Grundlagen, die dieser Welt als Basis dienen, bewerkstelligt, macht er auch vor dem Höchsten und Letzten, das sie in ihrer Sinnlosigkeit noch immer zusammenhält, nicht Halt und fordert diesen Gott als den Götzen vor den Altar seines neuen Gottesglaubens: der Mutter, die er „irgendwo in sich und in den Sternen“ thronen sieht, sie also auch hier als Mittelwesen zwischen Diesseits und Jenseits auffaßt. Die Mutter ist die Verkünderin des neuen Evangeliums, das nichts anderes als die Wiederkehr seines Ursinns ist, der nur verschüttet wurde im Lauf der Zeit. Wenn Irene, die seine wesensgeeinte Frau wird, in ihm selbst die prophetische Gewalt sieht, dann auch nur, weil sie das Dahinter, eben das Metaphysische, noch nicht zu sehen vermag.[234] Aber die Religion des Lebens, die in deutlicher Ablösung von der Passivität der christlichen Heilsgewißheit den aktiven Tat- und Gemeinschaftselan in den Vordergrund drängt, wird nicht frei aus der Setzung eines beziehungslosen Gedankens gefolgert, sondern erst in der Bindung an eine göttliche Immanenz im menschlichen Werk als gültig erwiesen. Wenn der Sohn für seine neue Heilsbotschaft sich der Zustimmung der Mutter für immer versichert [235] und Irene im herrlichsten Augenblick der Einigung sich auf die „Muttergnaden“ beruft,[236] dann ist damit eine religio allerstärkster Art anerkannt. Auch im Freudetaumel eines neuen Welteingangs wird die „schlechthinnige Abhängigkeit“ von der Mutter als die tiefste Segensgewißheit des Werks verspürt. Knevels Vorwurf: „Er (Unruh) will keine Beziehung zu einer jenseitigen Wirklichkeit und erst recht keine Unterordnung unter einen Vatergott“ [237] wird in seinem ersten Teile durch die auch bei Unruh erkenntliche Tatsache, daß er das Jenseits in seine eigene Wirklichkeit einschaltet, in eine andere Richtung geschoben: in jene Richtung, in deren Gefolge auch Christian Morgenstern, der Fromme, etwa sagen konnte: „Ihr wißt ja alle nicht, was Schaffen heißt. Ein Bild malen? Ein Gedicht machen? Nein! Seine ganze Welt umgestalten, ihr das Gepräge seines Willens aufdrücken, sie mit seiner Schönheit erfüllen, sie überwältigen und unterwerfen mit seinem Geiste.“ [238] Die starke Immanenz des Göttlichen im Wirklichen, die hier gefordert wird, hat im Überschwang des Expressionismus nicht selten zu einer „Durchstoßung der Mauer“ geführt, der freilich meistens eine übermächtig menschliche Aufhöhung des Ich vorangegangen ist. Der zweite Teil des Vorwurfs ist so gerecht, wie er den Eindruck einer Herabsetzung macht. Gewiß: Unruhs Beziehung zum Absoluten ist keine Beziehung zu einem männlichen Schaffensprinzip. Das Verhältnis zur Mutter macht sein emotionales Moment aus, und es kann deshalb weit eher das Dasein eines in der Mutter als Idee und Exempel

vorgestellten göttlichen Willens festgestellt werden. Von seiner Existenz legt zu jeder Zeit und jeder Stunde das Gefühl der Abhängigkeit beredtes Zeugnis ab.

Dagegen mag Kaisers einzige Begegnung mit dem Übersinnlichen als eine Begegnung mit dem strengen Vatergott gewertet werden. Vielleicht kann in dem Herumwerfen seines ganzen Lebensweges eine Bestätigung für eine Art von Unterwerfung unter seinen Willen erkannt werden. Aber er ist seiner Gegenwart nur in diesem Augenblick teilhaftig. Sein gesamter übriger Lebensweg ist eine selbstherrliche, nirgendwo abhängige Gedankenleistung, die dem Menschen selbst letzte und einzige, nicht mehr zu überbietende Entscheidungen zuschreibt. Damit ist er selbst in die Throngewalt des Göttlichen eingerückt und hat die Mauer zwischen den beiden Welten, die bei Unruh trotz starker „Verdiesseitlichung" seines Zieles durch das Moment des Gebundenseins und der Abhängigkeit in der Tat noch existiert, für sich wirklich umgelegt.

Ergebnis und Zusammenfassung.

In Teil I der Arbeit ist am besonderen Stoff- und Gestaltungskreis der Kaiserschen und der Unruhschen Dichtung die Polarität der expressionistischen Dramatik in bezug auf ihre Problematik nachgewiesen worden. In einem weit umfangreicheren Teil II, der hier nicht abgedruckt wird, wurde das gesamte übrige Schrifttum des expressionistischen Dramas auf diese Erkenntnisse hin untersucht. Trotz gewisser Grenzfälle und Uneinheitlichkeiten in der Haltung des einzelnen Dichters war doch im großen die Linie erkenntlich, die das einzelne Drama entweder hinter Kaisers oder Unruhs Deutung stellt. Es liegt nun daran, den Versuch zu machen, die hieraus resultierende geistige Grundsituation auf einen Generalnenner zu bringen. Bei dieser Bemühung, die durch die enge Berührung unserer ganzen Fragestellung mit der Kulturphilosophie eine abschließende Forderung ist, sind wir uns freilich bewußt, daß in der schwankenden Bedeutung der Begriffe schon das Gewagte einer Zuordnung selbst erkenntlich wird.

Nach einer Rückschau über die grundsätzlich herausgearbeiteten Gegensätze von Gesellschaft und Gemeinschaft, Lösung und Bindung im Blutsorganismus, männlicher und weiblicher Schöpfungsidee, Emanzipation und Abhängigkeit von einem irrationalen Sein — ist nur ein Schritt zu tun, um diese Gegensätze aufzureihen in die moderne Formulierung: Zivilisation und Kultur, die ja durch Spengler erst eine gewisse Popularität erlangt hat.[239] Wenn wir als Hauptelement, das alle diese Fragegruppen der einen Seite bestimmt, die unerschöpfliche, ewig neue und im Anfang begriffene Fruchtbarkeit erkennen, die in der Richtung an das Zeitlos-Ewige sinnerfüllt ist, dann finden wir schon bei Wilhelm von Humboldt diese Elementarität als das Wesen der kulturmäßigen Haltung gegenüber den nur stückweisen Fortschritten der Zivilisation so ausgedrückt: „Zu erwarten ist nicht eine immer fortschreitende Vervollkommnung in dem Stückwerk von Zeit, Raum und Dasein, das wir übersehen, nicht die gepriesene, verheißene, immer gewissermaßen nur von unserem Fleiß abhängende der Zivilisation, die kaum so zu nennen ist und sich immer selbst in Überbildung ihr Grab gräbt; sondern nur zu vertrauen, daß die Kraft der Natur und der Ideen unerschöpft bleibt, daß nirgend etwas Neues erzeugt werden kann, ohne nicht auch in unser mit dem Ganzen eng

vereinigtes Wesen und unseren Genuß überzugehen, und daß in der Gegenwart und auf uns gekommenen Vergangenheit ein auch für die längste Lebenszeit unerschöpflicher Stoff zu fruchtbarer Bearbeitung liegt." [240]

Was hier „Natur" genannt wird, steht in keinem Gegensatz zur Kultur, wie wir ihr hier den Begriff der Zivilisation gegenüberstellen. Es ist vielmehr in demselben Sinne Natur aufzufassen, wie Rousseaus Naturbegriff in seiner eigentlichen Wirklichkeit vor uns steht. Auch Rousseau spielt die „Natur" gegen die „Kultur" aus; aber mit „Kultur" meint er eben das „Stückwerk von Zeit und Raum". Mit dieser Klarstellung der Rousseauschen Naturflucht bekommt das „retour a la nature" einen ganz besonderen Sinn: es ist nicht die Flucht in den diluvischen Raum ungebärdiger Primitivität, sondern aus der Übertünchung des Lebens mit mechanischem Fortschrittsenthusiasmus in die Wurzelhaftigkeit erster und urtümlicher Erkenntnisse. So erscheint schon Rousseaus These als die These: Kultur gegen Zivilisation. Wir werden auf die gesamte mechanische Gedankenkonstruktion Kaisers und der ihm zuzuordnenden Gestalter verwiesen, wenn wir Humboldt hören: „Zu tun ist, die Fruchtbarkeit zu neuen lebendigen, geistigen Erzeugungen zu erhalten, entgegenzuarbeiten allem Toten und Mechanischen, das gewöhnlich sich fortentwickelnde Leben immer mit Ordnung und Ernst zu behandeln, und soviel es möglich ist, durch Geist und Gemüt zu beleben."[241] Julius Bab stellt Kaisers Dichtungselan das Zeugnis aus: „Das Antiorganische ist die tiefe Gemeinsamkeit."[242] Das paßt in das Bild der Zivilisation, die sich aus dem organischen Werdungsprozeß durch die Aufrichtung einer eigenen Mechanik befreit. Die konstruktive Errichtung der Massen- und Individual-Idee braucht als Beleg hierfür nur in Erinnerung gebracht zu werden. Daß aber gerade der Verlust des tiefen, alle Glieder durchwirkenden Gemeinschaftssinnes diese Gemeinschaft selbst entwertet, gibt auch Vierkandt als besonderes Merkmal der Zivilisation zu verstehen: „Unter Zivilisation verstehen wir eine Epoche, der die Herrschaft des Stils abhanden gekommen ist, in der also die reinen Nützlichkeitsinteressen einen allzu großen Raum einnehmen. Damit verbindet sich eine Abkehr vom heroischen Lebensideal, ferner eine Verflachung und Verkümmerung des religiösen Lebens, endlich eine Verkümmerung des seelischen Tiefenlebens überhaupt und insbesondere des Gemeinschaftssinnes." Darüber hinaus ragen vor uns wieder die Gegensätze vom Massenmenschen und seelisch geläuterten Gemeinschaftsmenschen auf, wenn wir Thomas Mann in seiner Unterscheidung von Kultur und Zivilisation folgen, die nach ihm in Beziehung auf die moderne parlamentarische Ideologie in den Begriffen von „Seele und Gesellschaft, Freiheit und Stimmrecht" kontrastiert sind. Bemerkenswert in einer weiteren Bedeutung ist der Zusatz: „Und Deutschtum, das ist Kultur."[243] Diese Feststellung ergänzt durchaus die Bemerkung über die Zivilisation, die Utitz macht: „Zivilisatorischer Mechanis-

mus ist vor allem international: denn er hat die Tendenz einer ausgleichend rationalisierenden Nivellierung, die alle Unterschiede nationaler Art tilgt oder sich bloß ihrer für praktische Nützlichkeiten bedient."[244] Auch diese Normierung wird verankert werden können in dem Verbundensein mit Erde und Blut bzw. in der völligen Lösung von ihren Bedingungen. Thomas Mann hat geradezu gesagt: „Kultur ist Bindung, Zivilisation Lösung."[245] Wir konnten diese Definition beweisen, indem wir einmal die Einklammerung in ein bestimmtes Schema und einen bestimmten Plan durchaus als Befreiung aus organischem Anfang erkannt und zum anderen in der visionären Verkündigung einer neuen Gemeinschaft die feste Bindung an die wurzelhaften Mächte von Zeitlosigkeit und Ewigkeit sahen. Worringer hat die Zivilisation als einen „Sieg der lebenerhaltenden über die lebenverschwendenden Tendenzen" bezeichnet,[246] ganz in dem Sinne, wie Kaiser die Machtmittel der zertrümmerten Welt aufrecht erhält und mit ihnen weiterarbeitet, Unruh aber sich aller dieser Errungenschaften völlig entledigt. Die hinter Kaiser stehende Richtung wird in seiner eminenten Intellektualität noch besonders gewürdigt, aber zugleich entscheidend getroffen: „Zivilisation ist nicht nur ebenfalls etwas Geistiges, sondern vielmehr und sogar der Geist selbst . . ., — Geist im Sinne der Vernunft, der Sittigung, des Zweifels, der Aufklärung und endlich der Auflösung, während Kultur im Gegenteil das künstlerisch aufbauende, lebenerhaltende und lebenverklärende Prinzip bedeutet."[247] „Lebenverklärendes Prinzip" — das ist das Dasein der metaphysischen Sphäre, die durchgehende Immanenz dieser Sphäre im Leben als Wesensbestandteil der Kultur angesehen: wie es gerade in Unruhs und vieler ihm unterstellter Bildner Religiosität Ausdruck geworden ist. Um nur noch ein Moment, dem wir besondere Beachtung gewidmet haben, herauszuheben, bemerke ich, daß Adler die Bevorrechtigung des männlichen Schöpfungsprinzips und seine ausschließliche Eigengewalt als „Irrwege der Kultur" deutet[248] und in diesem Vorwurf von Bergmann noch durch die historische Feststellung bestätigt wird: „Mutterrecht ist Naturrecht, das Vaterrecht eine zivilrechtliche Erkünstelung."[249]

Wir sind uns also klar: in der ganzen Haltung zum Thema des neuen Menschen kristallisiert sich in Kaiser und den hinter ihm stehenden Dramatikern eine deutlich zivilisatorische, in Unruh und den hinter diesem stehenden eine deutlich kulturmäßige Grundauffassung. Es ist die Tatsache zu verzeichnen, daß innerhalb eines Dichtungsabschnittes, der unter dem Kennwort: Expressionismus in die Geschichte der Literatur eingegangen ist, eine so auseinanderklaffende geistige Haltung aufgetreten ist, wie sie in anderen Stilformen kaum Vorbilder hat. Wir buchen diesen Umstand als einen Erweis dafür, daß der Expressionismus nicht in einer sich selbst erübrigenden geistig eindeutigen Richtung sein Ziel gesucht und erreicht hat, sondern durch diese Aufrichtung zweier geistiger Eckwelten sich und den Geist selbst als Thema

gesetzt hat; zwischen diesen beiden Welten oder auf ihnen werden erst kommende „Richtungen" das angeschlagene Thema — um das Bild fortzuführen — zu einer Fuge verarbeiten. Mit einer Verknappung auf zwei Begriffe, wie wir sie schließlich vorgenommen haben, soll nur der klaren Einsicht in den tiefen Widerspruch und seine harmonische Wurzel zu einer eindeutigen Formel verholfen werden.

Anmerkungen.

Ein Verzeichnis aller benutzten Literatur ist der Gesamtarbeit beigefügt. Hier werden nur die Werke genannt, die der Arbeit zugrunde gelegen haben:

G. Kaiser: „Die Koralle", Potsdam, Verlag Kiepenheuer, 1920.
— „Gas", Potsdam, Kiepenheuer, 1922.
Fritz v. Unruh: „Ein Geschlecht", München, Wolff 1922.
— „Platz, München, Wolff, 1920.
Ernst Barlach: „Der arme Vetter", Cassirer, 1918.
— „Der tote Tag", Cassirer, Berlin, 1919.
— „Die Sündflut", Cassirer, Berlin 1924.
Johannes R. Becher: „Arbeiter, Bauern, Soldaten", Taifun-Verlag, Frankfurt 1924.
Julius Maria Becker: „Das letzte Gericht", Fischer, Berlin 1919.
Bertolt Brecht: „Trommeln in der Nacht", Drei Masken, 1923.
Arnolt Bronnen: „Vatermord", Rowohlt, Berlin, 1925.
— „Katalaunische Schlacht", Rowohlt, 1924.
— „Anarchie in Sillian", Rowohlt, 1925.
— „Ostpolzug", Rowohlt, 1926.
Walter Hasenclever: „Der Sohn", Sammelband Die Schmiede, Berlin, 1924. Erschienen 1924 Kurt Wolff.
— „Die Menschen", Schmiede 1924, Erschienen 1918/1919.
— „Jenseits" Schmiede, 1924. Erschienen 1919.
Hanns Johst: „Propheten", München, 1922.
— „Der König", Langen, München, 1920.
Georg Kaiser: „Die Bürger von Calais", Fischer 1917 (1914).
Rolf Lauckner: „Die Reise gegen Gott", Reiss, Berlin.
— „Predigt in Litauen", Reiss, Berlin, 1919.
Dietzenschmidt: „Regiswindis", Bühnenvolksbund-Verlag, 1924.
Reinhard Sorge: „Der Bettler", Fischer 1919, 1912).
Ernst Toller: „Die Wandlung", Kiepenheuer, Potsdam, 1924 (1917/1918).
— „Masse Mensch", 1920.
— „Die Maschinenstürmer", Tal, Leipzig, 1922 (1920).
Franz Werfel: „Spiegelmensch", Wolff, München, 1920.
— „Bocksgesang", Wolff, München, 1921.
— „Schweiger", Wolff, München, 1922.

Literaturverzeichnis.

[1] Soergel, „Dichtung und Dichter der Zeit", 2. Bd., S. 44 f.

[2] Knevels drückt das in der kleinen Schrift: „Expressionismus und Religion (1927, S. 4) so aus: „Der Expressionismus ist — man kann es am besten mit dem Hegelschen Ausdruck sagen — aufgehoben, d. h. er ist als Gesamterscheinung zu Ende, aber sein Wesentliches ist aufbewahrt und zugleich auf eine höhere Stufe gehoben."

[3] Herwarth Walden in „Der Sturm", mitgeteilt bei Soergel, 2. Bd,. S. 598.

[4] Soergel 2. Bd., S. 54.

[5] Merker - Stammler, Reallexikon, Bd. I, Art. „Expressionismus".

[6] Kasimir Edschmid: „Über den dichterischen Expressionismus", mitgeteilt von Soergel, II. Bd., S. 34.

[7] Ebenda.

[8] Broder Christiansen handelt in seinem Buch „Das Gesicht der Zeit" dieses Problem ausführlich ab.

[9] Merker-Stammler, Reallexikon.

[10] Bernhard Diebold: „Der Denkspieler Georg Kaiser" 1924, S. 25 ff.

[11] Ebenda. S. 26.

[12] Friedr. v. der Leyen: „Deutsche Dichtung in neuer Zeit" 1922, S. 262.

[13] Rob. Meister: „Fritz v. Unruh" in „Germanische Studien" Heft 39. 1925.

[14] Arth. Eloesser: „Die deutsche Literatur", II. Bd. 1931, S. 458.

[15] Hans Naumann: „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" 1924, Seite 129 ff.

[16] Julius Bab in Arnolds Sammelwerk: „Das deutsche Drama". 1925, S. 800 ff.

[17] R. M. Rilke in einem unveröffentlichten Brief.

[18] O. Walzel: „Deutsche Dichtung der Gegenwart".

[19] Soergel, II. Bd., S. 786.

[20] Ebenda, S. 775 ff.

[21] Diebold: „Denkspieler" S. 25.

[22] Soergel.

[23] W. Knevels: „Das moderne Drama" 1930, S. 169.

[24] Max Freyhan: „Georg Kaisers Werk" 1926, S. 7 ff.

[25] Eloesser, S. 458 ff.

[26] Soergel, S. 788/89.

[27] Arnold, S. 789.

[28] Soergel, S. 690.

[29] Ebenda, S. 662.

[30] Freyhan, S. 9.

[31] Eine Äußerung Kaisers, von Diebold mitgeteilt S. 7.

[32] Ein Aufsatz Kaisers: „Vision und Figur" erschienen in Junges Deutschland", Blätter des deutschen Theaters 1918.

[33] Arnold, S. 790.

[34] Knevels, S. 171.

[35] Szenische Vorbemerkungen zu „Ein Geschlecht".

[36] A. Adler: „Menschenkenntnis", 1929, S. 19 ff.

[37] Unter den Lyrikern sind vornehmlich Heynicke, Werfel, Zech und unter den Dramatikern etwa Hasenclever, Kornfeld und Sorge zu nennen.

[38] „Koralle", S. 38.

[39] „Gas I", S. 100.

[40] F. Tönnies: „Gemeinschaft und Gesellschaft" 1912, S. 150 ff.

[41] „Gas I", S. 63.

[42] Ebenda, S. 48.

[43] Ebenda, S. 74.

[44] Ebenda, S. 75.

[45] „Koralle", S. 131.

[46] Tönnies, S. XIV.

[47] Rousseaus „Contrat social" will auch eine neue Form der Gesellschaft.

[48] Tönnies, S. 4.

[49] „Gas I", S. 115.

[50] Ebenda, S. 54.

[51] Max Stirner: „Der Einzige und sein Eigentum."

[52] Le Bon: „Psychologie des foules", Deutsch von Rud. Eisler, 1908, S. 9/10.

[53] Arnold, S. 790 ff.

[84] Franz Roh: „Nachexpressionismus“ 1925, S. 15.
[85] Siehe „Gas I“, S. 77.
[86] Kaiser an verschied. Stellen.
[87] „Platz“, S. 159.
[88] Tönnies, S. 10.
[89] „Platz“, S. 159.
[90] Ebenda, S. 101.
[91] Freyhan, S. 16.
[92] Georg Stiebler: „Person und Masse“, 1929, S. 60.
[93] „Platz“, S. 151.
[94] Wilh. V. Humboldt: „Anni“. Brautbriefe, 1906, I, S. 322.
[95] E. Spranger: „Wilhelm v. Humboldt und die Humanitätsidee“, 1930. S. 279 ff.
[96] „Platz“, S. 148.
[97] Ebenda, S. 148.
[98] „Geschlecht“, S. 25.
[99] Ebenda, S. 23.
[100] Adler, S. 23.
[101] „Geschlecht“, S. 63.
[102] „Platz“, S. 14.
[103] Siehe „Platz“, S. 1.
[104] „Koralle“, S. 130.
[105] Stieler, S. 217.
[106] Th. Litt: „Individuum und Gemeinschaft“, 1926, S. 22/3.
[107] Stieler, S. 212.
[108] Ebenda, S. 208.
[109] „Gas I“, S. 32.
[110] „Koralle“, S. 86.
[111] Ebenda, S. 110.
[112] Ebenda, S. 132.
[113] „Geschlecht“, S. 10.
[114] Ebenda, S. 18.
[115] Ebenda, S. 33.
[116] Ebenda, S. 34.
[117] Ebenda, S. 30.
[118] „Platz“, S. 40.
[119] „Geschlecht“, S. 21.
[120] Ebenda, S. 25.
[121] „Schles. Zeitung“, 20. März 1932.
[122] Jung: „Psychologie und Dichtung“ in „Philosophie der Literaturwissenschaft“, 1930, S. 329.
[123] „Gas I“, S. 118.
[124] „Koralle“, S. 25/6.
[125] Adler, S. 222.
[126] „Koralle“, S. 135.
[127] „Koralle“, S. 34.
[128] Etwa in Hasenclevers „Sohn“, Bronnens „Vatermord“, Wildgans “Dies irae“ und vielen anderen.
[129] „Koralle“, S. 35.
[130] Ebenda, S. 36.
[131] Ebenda, S. 36.
[132] Ebenda, S. 83.
[133] Ebenda, S. 83.
[134] „Gas“, S. 79/80.
[135] „Geschlecht“, S. 12.
[136] Ebenda, S. 11.
[137] Ebenda, S. 10.
[138] Ebenda, S. 10.
[139] Ebenda, S. 11.
[140] Stammler-Merker, Art. „Expressionismus“.
[141] Ernst Bergmann: „Muttergeist und Erkenntnisgeist“, 1932, S. 111/12.
[142] „Geschlecht“, S. 14.
[143] Bergmann, S. 98.
[144] August Bebel: „Die Frau und der Sozialismus“, Neuauflage 1920.
[145] „Faust“ II, 1. Akt.
[146] Ebenda.
[147] Franz Werfel: „Einander“. 1917.
[148] „Geschlecht“, S. 15.
[149] Ebenda, S. 19.
[150] Ebenda.
[151] Ebenda, S. 22.
[152] Ebenda, S. 22.
[153] Ebenda, S. 23.
[154] Ebenda, S. 24.
[155] Ebenda, S. 26.
[156] Ebenda, S. 39.
[157] Ebenda, S. 39/40.
[158] Ebenda, S. 41.
[159] Ebenda, S. 40.
[160] Ebenda, S. 40/41.
[161] Ebenda, S. 42.
[162] Ebenda, S. 46.
[163] Ebenda, S. 51.
[164] Ebenda, S. 51.
[165] Ebenda, S. 52.
[166] „Geschlecht“, S. 55.
[167] Ebenda, S. 56.
[168] Ebenda, S. 60.
[169] Ebenda, S. 62.
[170] Ebenda, S. 63.
[171] Ebenda, S. 64.
[172] Ebenda, S. 65.
[173] „Iphigenie“, 2. Akt.
[174] Bergmann, S. 95.
[175] Ebenda, S. 98.
[176] „Geschlecht“, S. 67.
[177] Ebenda, S. 63.
[178] Bergmann, S. 243.
[179] „Platz“, S. 1.
[180] Ebenda, S. 2.
[181] Ebenda, S. 13.
[182] Ebenda, S. 27.
[183] Ebenda, S. 29.
[184] Ebenda, S. 29.
[185] Ebenda, S. 40, 41, 134 u. andere.
[186] Ebenda, S. 82/3.
[187] Ebenda, S. 140.
[188] Ebenda, S. 146.
[189] Ebenda, S. 149.
[190] Ebenda, S. 155.

[161] „Platz", S. 156.
[162] O. Walzel: „Umstellung des Lebensziels in neuer Dichtung" in „Weimarer Blätter", 1921, S. 363.
[163] Bergmann, S. 241.
[164] Lersch, besonders Grisar Gedichtssammlung: „Das Herz der Erde hämmert."
[165] „Gas I", S. 45.
[166] Ebenda, S. 69.
[167] Ebenda, S. 44.
[168] Selbstaussage Kaisers, mitgeteilt von Diebold durch Privatbrief.
[169] „Gas I", S. 98.
[170] Ebenda, S. 19.
[171] „Geschlecht", S. 55.
[172] Ebenda, S. 20.
[173] Ebenda, S. 21.
[174] Ebenda, S. 22.
[175] Ebenda, S. 23.
[176] Ebenda, S. 49.
[177] Ebenda, S. 50.
[178] Ebenda, S. 60.
[179] Ebenda, S. 64.
[180] Kornfeld: „Der beseelte und der psychologische Mensch" im „Sturm" 1918.
[181] Emil Utitz: „Die Überwindung des Expressionismus", 1927, S. 65.
[182] Leo Hamburger: „Die Religion in ihrer dogmatischen und ihrer reinen Form", 1930, S. 23.
[183] Siehe Anmerkung 3!
[184] Knevels „Expressionismus und Religion", 1927, S. 10, und Rohs „Überwindung", S. 22 ff.
[185] Rudolf Otto: „Das Heilige", 1922, S. 8.
[186] Freyhan, S. 20.
[187] „Koralle", S. 139.
[188] Ebenda, S. 136.
[189] Ebenda, S. 137.
[190] „Gas", S. 100.
[191] Martin Dibelius: „Geschichtliche und übergeschichtliche Religion im Christentum".
[192] „Gas", S. 22.
[193] Ebenda, S. 111.
[194] Ebenda, S. 100.
[195] Ebenda, S. 101.
[196] Ebenda, S. 94.
[197] Merker-Stammler, Reallexikon. Art. „Expressionismus".
[198] „Gas", S. 68/9.
[199] Ebenda, S. 73.
[200] Ebenda, S. 35.
[201] Ebenda, S. 33.
[202] Knevels, Expressionismus und Religion, S. 18.
[203] Lersch, „Mensch im Eisen", S. 163.
[204] „Koralle", S. 138.
[205] Ebenda, S. 139.
[206] Ebenda, S. 136.
[207] Ebenda, S. 140.
[208] Otto, „Das Heilige", S. 10.
[209] Bergmann, S. 113.
[210] Etwa „Geschlecht", S. 39.
[211] „Platz", S. 99.
[212] Georg Mehlis: „Die Mystik in der Fülle ihrer Erscheinungsformen", 1927, S. 11.
[213] Siehe Anmerkung 112!
[214] „Geschlecht", S. 20.
[215] Bergmann, S. 217.
[216] „Geschlecht", S. 20.
[217] Ebenda, S. 26.
[218] Ebenda, S. 32.
[219] Ebenda, S. 37.
[220] „Platz", S. 40.
[221] „Geschlecht", S. 41.
[222] S. 39, 45, 46, 47 („Geschlecht")!
[223] Ebenda, S. 44.
[224] Ebenda, S. 37.
[225] Ganz besonders stark wird die These der Vermenschlichung Jesu in dem Buche vertreten: Schenkel „Das Doppelgesicht des Christentums", 1931.
[226] „Platz", S. 46.
[227] Ebenda S. 47.
[228] Knevels „Das moderne Drama", 1930, S. 242 ff.
[229] „Platz", S. 48.
[230] Ebenda, S. 45.
[231] Ebenda, S. 46.
[232] Ebenda, S. 48.
[233] Ebenda, S. 72/73.
[234] Ebenda, S. 139.
[235] Ebenda, S. 155.
[236] Ebenda, S. 156.
[237] Knevels, S. 242 ff.
[238] Chr. Morgenstern, „Stufen", 1922, S. 39.
[239] O. Spengler, „Der Untergang des Abendlandes."
[240] W. v. Humboldt, in einem der 6 „ungedruckten Aufsätze über das klassische Altertum". Veröffentlicht in „Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts", herausgg. von A. Leitzmann, Leipzig 1896, S. 59.
[241] Ebenda.
[242] Arnold, S. 800.
[243] Thomas Mann, „Betrachtungen eines Unpolitischen", 1919, S. XXXIII.
[244] Utitz: „Überwindung des Ex-
[245] Mann a. a. O., S. 115.
[246] W. Worringer, „Ägyptische
[247] Mann a. a. O., S. 143.
[248] Adler, S. 114.
[249] Bergmann, S. 245.

Lebenslauf.

Ich bin am 5. Mai 1909 in Brieg (Bez. Breslau) als Sohn des Schriftsetzers Karl Beer geboren, besuchte dort Volksschule, Mittelschule und Gymnasium und legte am Brieger humanistischen Gymnasium im März 1928 meine Reifeprüfung ab. Anschließend studierte ich zwei Semester Germanistik, Religion und Französisch an der Breslauer Universität, hörte dann im Sommersemester 1929 in Wien deutsche Literaturgeschichte, Germanistik, Philosophie, Religion und Geschichte. Vom Wintersemester 1929/30 bis Sommer 1932 war ich wieder an der Breslauer Universität immatrikuliert; hier beschäftigte ich mich mit deutscher Literaturgeschichte, Germanistik, Geschichte, Religion, Philosophie und Staatsbürgerkunde. Am 30. November 1932 bestand ich schließlich in Breslau mein Doktorexamen.